

350

OSILIANA.

I.

Das Kriegswesen der alten Oeseler.

Von

J. B. Holzmayer,

Oberlehrer am Gymnasium zu Arensburg.

Arensburg,

gedruckt bei Ch. Assafrey.

—
1868.

Edward Thomson
Edward Thomson

OSTLIANA

AR Fr. R. Krotzwaldt
nim. ENSV Riiklik
Reamatukogu

84218

Von der Censur gestattet.

Dorpat, den 13. December 1867.

№ 167.

FR. R. KROTZWALDT
R. R. KROTZWALDT
R. R. KROTZWALDT

Verlag
Verlag bei Dr. Meisner

V o r w o r t.

„Wieder eine Monographie“, wird mancher sagen, „aber keine Geschichte!“ Eine ösel'sche Geschichte zu schreiben, ist eine Aufgabe für einen Nicht=Defeler. Die nöthigsten Quellen und anderweitigen Hilfsmittel dazu sind hier so außerordentlich spärlich vorhanden, daß es fast schon unmöglich ist, eine kleinere wissenschaftliche Arbeit zu Stande zu bringen, die in dem dazu verarbeiteten Material eine innere Garantie für ihren Werth bietet. Daher kommt es auch, daß alles was Defeler über ösel'sche Geschichte veröffentlicht haben, höchst lückenhaft, dürftig und problematisch ist. — Sollte die vorliegende Monographie nun über einige Punkte helleres Licht verbreiten und manche nicht ganz uninteressante und nicht ganz werthlose Notiz enthalten, so hätte sie ihre Bestimmung erreicht. Vielleicht vergönnen mir es meine Berufs- und sonstigen Arbeiten auch fernerhin, meinem Lieblingsstudium einen Theil meiner Zeit zuzuwenden und weitere Beiträge zur Geschichte unserer Insel unter dem Titel Osiliana zu liefern.

Der Verfasser.

Erwartung

„Wahrscheinlich“ wird mancher sagen, „denn
keine Gewissheit.“ Eine solche Gewissheit zu haben, ist
eine Aufgabe für einen Nicht-Gewissen. Die natürlichen Dingen
und abstrakten Bestimmungen kann man sich bei jeder Gelegenheit
leicht vorstellen, das es sich schon um ein gewisses
Bestimmtes handelt, wie in einem Ding, wie in einem Ding
bestimmtes. Wahrscheinlich wird mancher denken, für den Zweck
besteht, daher kommt es auch, dass dies von einem Ding ist.
Die Gewissheit der Bestimmung kann man sich denken, dass sie
bestimmend ist. — So wie die bestimmte Wahrscheinlichkeit man sich
eine gewisse Gewissheit nicht vorstellen und man sie nicht ganz
unbestimmt und nicht ganz ungewiss sein lassen, so hätte
sie ihre Bestimmung erreicht. Wahrscheinlich denken man es man
Bestimmend und festhalten können und können, wenn Bestimmung
bestimmend einen Teil man sie festhalten und festhalten Bestimmung
zu Bestimmung man sie festhalten man sie festhalten zu Bestimmung.

Der Verfasser.

Das Kriegswesen der alten Oeseler.

1. Eysyffel.

Oesel bedeutet weder „Nachtquartier“ (aus Oese und ello) nach P. v. Buchhöden's Etymologie, noch nach Luce's Erklärung „Insel-sieb“ (aus oe und sel schwedisch). Eben so wenig darf es identificirt werden mit den Namen Basilia, Baltia, Abalus ¹⁾, welche einige Schriftsteller des Alterthums uns als Bezeichnungen für Bernsteinküsten überliefern. Im Isländischen heißt Oesel Eysyffel (von ey = Eiland und sysla = Amt, Amtsbezirk, Distrikt, wie das latein. provincia) und bezeichnet nicht speziell die Insel Oesel, sondern das ganze Inselgebiet. In diesem Sinne gebrauchen die alten isländischen Sagen das Wort Eysyffel, und selbst die Chronisten haben, weil ihnen die genaueren geographischen und topographischen Kenntnisse abgingen, öfter die Namen „Oesel“ und „Oeseler“, wo dieselben offenbar in weiterem Sinne zu fassen sind. Zu diesem Inselgebiet gehören außer Oesel, Moon und Dagden die um diese Gruppe herumliegenden kleineren Inseln und auf dem Festlande (in maritima — Wiek) der Hapsal'sche Kreis ungefähr. Denn nach Heinrich dem Letten XIX, 3 betrachteten die Kotalier die Esten von Oesel nicht bloß als ihre Landsleute, sondern offenbar auch als solche, die durch die in der Düna erlittene Schlappe ihrem gemeinsamen Interesse geschadet haben. Denn der schlechte Erfolg der Expedition der Oeseler bestimmte sie, ihre gleichzeitige Expedition zu Land aufzugeben, und dieses erzählt der Chronist mit den Worten:

¹⁾ Daß die so genannten Orte in den Gewässern der Nordsee zu suchen sind, hat S. Nilsson in seinem Buche: „Die Ureinwohner des skandinavischen Nordens“ klar nachgewiesen.

„Und da die von Kotalien ihre (der Eiven) Absicht (die Esten anzugreifen) hörten, und dazu die Flucht ihrer Deseler von der Düna (fugam Osiliensium suorum de Duna), flohen sie auch.“ Man kann diese Stelle nicht von einem mehr zufällig geknüpften und vorübergehenden Bündnisse verstehen, dergleichen die Deseler mit den Russen z. schlossen. Diese Zusammengehörigkeit der Inseln und der Wiek erhellt auch aus zahlreichen indirekten Andeutungen in den Quellen, scheint mir aber auch mit Gewißheit sich folgern zu lassen aus der Urkunde № 4 in Schirren's: Fünfundzwanzig Urkunden zur Geschichte Livlands im dreizehnten Jahrhundert. Dorpat 1866. Dort bestätigt Kaiser Heinrich 1228 dem Bischof Gottfried von Desel sein Bisthum in dem Umfange, daß es umfaßt „fünf Rihhelfonde auf Desel und sieben in der Wiek nebst einer wüsten Insel, Dagden genannt, und gewissen andern dabei liegenden Inseln.“ Da nun die fünf ösel'schen Rihhelfonde genau die altheidnischen sind, die sie vor der christlichen Invasión auch waren (siehe S. 60), so dürfen wir behaupten, daß auch in den sieben Rihhelfonden der Wiek uns der Umfang des festländischen Gebiets von Desel oder Eshyssel in derselben Ausdehnung wie in heidnischer Zeit repräsentirt wird.

Heutzutage beträgt die Einwohnerzahl von Desel, Moon und Dagden, soweit ich sie ermitteln konnte, circa 69000; nimmt man aber an, daß die Inseln Worms, Nuck, Obinsholm u. s. w. dazu gehört haben ¹⁾, so ergibt sich die Zahl 80000. Dazu kommt noch die Einwohnerschaft der Wiek, für welche wir ungefähr dieselbe Ziffer zu setzen haben. Verglichen aber mit der Einwohnerzahl werden, besonders wenn wir berücksichtigen, was S. 29 f. gesagt werden wird, die Leistungen der Deseler in kriegerischer Beziehung nur Staunen erregen können, und wir werden geneigt sein, eine viel stärkere Bevölkerung und einen Grad von Wohlstand und Besitzlichkeiten vorauszusetzen, der sich beim Anblick der jetzt obwaltenden Verhältnisse nicht ahnen läßt.

Was die Nationalität der Bevölkerung betrifft, so ist zu bemerken, daß, da die Schweden schon vor der deutschen Invasión im Inselgebiet

¹⁾ Zu dieser Annahme scheint Nr. 6 der Schirren'schen Urkunden einigermaßen zu berechtigen, denn dort heißt es, daß zum Bisthum Desel unter andern Theilen auch Dagden gehören solle „eum omnibus insulis ad Osiliam et Maritimam pertinentibus.“

ansäßig waren, dieselben sich der Lebensweise und den Anschauungen der estnischen Bevölkerung im ganzen accommodirt haben mußten. Denn die Esten in der so überwiegenden Mehrheit hätten heterogene und widerspenstige Elemente bei ihrem Charakter und zumal bei den so oft von außen drohenden Gefahren gewiß nicht neben und unter sich geduldet. Unter den 80000 Inselbewohnern unsrer Tage sind circa 5000 Schweden, d. h. die Schweden machen $\frac{1}{16}$ der Bevölkerung aus. Wenn auch anfänglich das schwedische Blut viel reiner und reichlicher vertreten war und sich im Laufe der Zeit stark estnifirt hat, so konnte doch die schwedische Nationalität niemals zur Opposition gegen die estnische gelangen.

2. Charakter der Deseler.

Schon die frühesten Nachrichten über die Deseler lassen dieselben als einen Stamm erscheinen, der in dem von den Vätern ererbten ¹⁾ Handwerk der Seeräuberei einen sehr praktischen und vielfach ausgebildeten Sinn sich erworben und erhalten hat. Durch ihre Streifzüge zur See hatten sie Länder und Völker gesehen, mit denen ihre Stammesgenossen auf dem Festlande nicht bekannt wurden. Die Schifffahrt zwang sie, sich mit gewissen Wissenschaften, wenn auch nur erfahrungsmäßig, vertraut zu machen (siehe S. 69). Körper und Geist

¹⁾ Heinrich der Lette sagt ausdrücklich, daß Seeraub ihre gewohnte Lebensweise sei. VII, 1 heißt es: „Als Bischof Albert 1203 aus Deutschland zurückkam, traf er heidnische Esten von der Insel Desel mit 16 Schiffen, die eben eine Kirche verbrannt, Menschen erschlagen und etliche gefangen genommen hatten; auch hatten sie das Land verheert, Glocken und Kirchengeräthe weggeschleppt, wie die heidnischen Esten und Kuren in dem Königreiche Dänemark und Schweden bisher zu thun gewohnt waren (haecenus facere consueverant).“

Und Dittlieb von Alupeke erzählt v. 361:

„Des Sommers, das ist uns bekannt,
sie (die Deseler) heeren um sich her das Land;
wohin sie auf dem Wasser mögen kommen,
haben sie gar manchen Raub genommen
den Christen und der Heidenschaft.“

Und v. 1624:

„Betrogenheit ihnen wohnete bei.
Des Sommers verheerten sie das Land
mit Schiffen, wo es ihnen war bekannt,
und thaten vielen Schaden groß.“

gekräftigt in der freien Luft der freien See, kannten kein Gesetz des fremden Eigenthums und keinen Zwang als den durch Waffengewalt. Dittlieb von Alupeke nennt sie v. 1189 „die stolzen Heiden“, womit er offenbar sagen will, die kühnen, ihrer Kraft vertrauenden, unbeugsamen Heiden. Daß die Deseler vor den übrigen Esten sich hervorthaten durch höhere Intelligenz und größeren Unternehmungsgeist, brauchen wir nicht bloß aus der Erzählung der einzelnen Thatfachen zu folgern, sondern wird uns in der Chronik Heinrich's des Letten ausdrücklich gemeldet. Er stellt (Hr. d. L. XXVI, 4) ihnen in dieser Beziehung nur die Harrier zur Seite, im Gegensatz zu denen aus Bierland und Berwe, die auf der Deseler Vorschläge nicht eingehen, *cum ipsi sint homines simplices et humiliores aliis Estonibus* (hier zunächst *Osiliensibus et Harrionensibus*), *non praesumentes talia committere (qualia illi se.)*. Sie bewähren nicht nur einen kriegerischen, kühnen, entschlossenen, sondern auch der äußersten Grausamkeiten fähigen Charakter. Wenn Adam von Bremen (IV, 17 und 19) zuerst über Estland im allgemeinen sich also äußert: „*In eo ponto grandis insula Aestland. — Deum Christianorum prorsus ignorant, dracones adorant cum volueribus, quibus etiam litant vivos homines, quos a mercatoribus emunt*“ — und dann fortfährt: „*Sunt et aliae in hoc ponto insulae plures, ferocibus barbaris omnes plenae, ideoque fugiuntur a navigantibus*“, so kann er damit nur die Inseln (d. h. die von Desel, Dagden, Moon u. s. w.) bezeichnen, die er ganz kurz ein wildes, barbarisches Volk nennt. Schon die ältesten isländischen Sagen erwähnen u. a. namentlich der Deseler als wilder, kriegerischer Seeräuber. So hören wir von verschiedenen Zügen, welche skandinavische Helden gegen Eyschiffel unternahmen, so daß wir, da dieses gewiß nicht ohne Veranlassung geschah, annehmen müssen, daß die Deseler zuvor jenseits der Ostsee geplündert und Grausamkeiten verübt hatten. Nach der circa 1150 abgefaßten Nialasaga zogen Gunnar von Hlidarende und Kolflegg um das Ende des zehnten Jahrhunderts nach Kafala (Reval) und Eyschiffel. Circa 1000 suchte Erik Karl aus Schweden Eyschiffel u. s. w. mit Krieg heim. Um dieselbe Zeit (c. 1008) verheerte Olaf der Heilige Eyschiffel und als die Einwohner sich ihm entgegenstellten, schlug er sie im Kampfe. Alle diese von skandinavischen Königen unternommenen Züge in das Inselgebiet tragen deutlich genug den Charakter des Rachezuges, des Vergeltungskrieges. Von dem Zuge, den der

Dänenkönig und der Erzbischof von Lund 1206 nach Desel unternahmen, sagt Hr. d. L. (X, 13) ausdrücklich, daß er der Rache wegen (ad faciendam vindictam) unternommen worden sei. — Nach einer Pleskauischen Chronik haben die Söfeler, worunter man die raubgewohnten Deseler verstanden hat, die Stadt Jurjew oder Dorpat überfallen und verbrannt und Pskow angegriffen circa 1060, wurden aber von den Pleskauern und Nowgorodern geschlagen (Suomi 1848 p. 20) ¹⁾. Endlich waren es vornehmlich Deseler in Verbindung mit andern Esten, welche 1188 in Schweden raubend einfielen.

Wie sehr die Deseler wegen ihrer Grausamkeiten geflohen und gefürchtet waren, wird leichter eingesehen werden, wenn man die hierauf bezüglichen Stellen etwas näher ins Auge faßt. Als im Jahre 1203 die nach Livland segelnden Pilger in Wisby die Deseler auf 16 mit Raub beladenen Schiffen vorübersegeln sahen, machten sie den dortigen Bürgern und Kaufleuten Vorwürfe, daß sie den Feinden des christlichen Namens erlaubten, so ungehindert an ihrem Hafen vorbeizufahren. Doch diese wichen aus und wollten lieber sicheren Frieden haben (Hr. d. L. VII, 1 und 2). — 1226 vermochte selbst der päpstliche Legat Wilhelm von Modena nichts über die Gotländer und Dänen, als er dieselben angesichts der mit raubbeladenen Schiffen eben aus Schweden heimkehrenden Deseler aufforderte, gegen die Heiden zu kämpfen. „Die Deutschen waren gehorsam, sagt Hr. d. L., und nahmen das Kreuz; die Goten aber hatten keine Lust. Die Dänen hatten zu diesem Worte Gottes ebenfalls keine Ohren und faßten es auch nicht.“ (Hr. d. L. XXX, 1.)

Diese Furcht wird begreiflich, wenn wir lesen, in welchem Ruße die Deseler standen. Hr. d. L. berichtet: „Sie pflegten viel Herzeleid, Bosheit und schändliche Lüste (multas miserias, nequitias ac pravas libidines) zu üben an den gefangenen Weibern und Jungfrauen, schändeten sie, nahmen andere zu Weibern, drei oder zwei jeder, oder auch mehr, hielten alles Unerlaubte für erlaubt, — sie pflegten solche wohl gar an die Euren und andere Heiden zu verhandeln“ (XXX, 1). Noch viel mehr Entsetzen aber mußten Thatsachen erregen, wie diejenige, welche Hr. d. L. XVIII, 8 erzählt. Nach vollbrachter Osterfeier reiste der Cistercienserpriester Friedrich von Celle zu Schiff mit seinem Schüler und etlichen Liven nach Riga. „Und es begegneten ihm an

¹⁾ Rußwurm, Cibosfolke I, § 70.

der Mündung der Na Deseler, warfen sich auf ihn und führten ihn nebst seinem Knaben und den Livon gefangen auf ihren Raubschiffen, und da sie am Adya-Flusse ausgestiegen, peinigten sie ihn allda mit verschiedenen Qualen. Denn da er zum Himmel gewandt im Gebete dem Herrn sein Lob- und Dankopfer brachte mit seinem Schüler, zerschlugen sie ihm den Kopf und beiden den Rücken mit Keulen, höhneten sie und sprachen: Lauła, lauła Pappi (singe, singe Pfaffe)! — — Nach diesem spitzten sie trockene und harte Hölzer, trieben sie ihnen zwischen Nägel und Fleisch, zerfleischten sie Glied für Glied und Stück für Stück, legten Feuer an und marterten sie grausam. Und endlich schlugen sie sie todt, indem sie sie mit ihren Beilen mitten zwischen den Schultern zerhieben.“ Andere Greuelthaten, die Hr. d. L. allerdings als von den Esten im allgemeinen begangen anführt (XIV, 8; XIX, 3; XXVI, 6), die aber auch so die Deseler charakterisiren helfen, lasse ich unerwähnt.

Neben diesen unmenschlichen Charakterzügen haben sie aber auch die tüchtigen Eigenschaften eines kriegsgeübten Stammes. Unverzagt greifen sie an und kämpfen tapfer; Hr. d. L. erkennt ihre Tapferkeit vielfach an. Dittlieb von Anupeke sagt in der Beschreibung der Karmel'schen Schlacht v. 6202:

Jedermann (im deutschen Heere) seine Waffe nahm,
damit traten sie an den Hagen
und wurden wohl risch davon abgeschlagen, —
denn grimm sehr in ihrem Muth
waren all die Deseler gut.

Entschlossenheit giebt sich zu erkennen in der Affaire, die Hr. d. L. unter dem Jahre 1203 erzählt. Als die Deseler auf ihren mit dem Raube der dänischen Kirchen beladenen Schiffen heimkehrten und vor dem Hafen von Wisby von den deutschen Pilgern angehalten wurden, waren sie sofort bereit, den Kampf anzunehmen. In einem ihrer Schiffe waren von dreißig Mann zweiundzwanzig niedergemacht, und als die noch übrigen acht Männer den Händen der Deutschen entronnen waren, verbrannten sie das ganze Schiff, das jetzt der üblichen Bemannung entbehrte, um sich nicht zum Nachtheil der ganzen Expedition damit schleppen oder es in die Hände der Feinde fallen lassen zu müssen. — Im Jahre 1204 gaben sie eine Probe muthiger, entschlossener Todesverachtung. Die heimkehrenden Pilger nämlich wurden auf ihrer Fahrt nach Wisby in einen Theil von

Estland verschlagen ¹⁾). Die Esten gingen mit zweiundzwanzig Schiffen auf sie los, büßten aber zwei Schiffe ein. Da es schien, daß die Deutschen das eine Schiff erobern würden, zogen es die „stolzen Heiden“ vor, ins Meer zu springen und sich nicht den Christen auf Gnade und Ungnade zu ergeben (VIII, 4 bei Hr. d. L.).

Und wenn nun die Deseler in fast allen Kämpfen mit den Deutschen unterliegen, die Flucht ergreifen und auf derselben massenhaft niedergehauen werden (Hr. d. L. XV, 3), so ist das offenbar die Folge nicht angeborener Feigheit, sondern der Erkenntniß, daß die Bewaffnung der Deutschen der ihrigen zu sehr überlegen und ihr Kampf deshalb ein hoffnungsloser sei. Entmuthigung also und namentlich auch der Mangel einer geschickten Leitung, wie im allgemeinen, so besonders auf der Flucht, machten den Deutschen ihre Siege leicht. Während so ihre Kämpfe gegen die Deutschen stets verhängnißvoll für sie ausfielen, kämpften sie in ihren Kriegen gegen die Dänen und Schweden mit ganz anderem Erfolge. Im Jahre 1220 eroberten sie das schwedische Schloß Leal, trotzdem daß die Besatzung 500 Mann stark war (Hr. d. L. XXIV, 3), und in der 14-tägigen Belagerung von Reval in demselben Jahre hatten sie den Dänen Vortheile abgewonnen (Hr. d. L. XXIV, 7). Ebenso schlugen sie den König von Dänemark, der im Jahre 1222, collecto exercitu magno et valido, nach Desel gekommen war, in offener Feldschlacht. Der König erhielt Hilfe, überwand die Deseler und baute ein steinernes Schloß, in welches er seine Dänen und einige deutsche Ritter als Besatzung legte. Die Deseler aber bekämpften so lange die Besatzung, bis diese sich gezwungen sah zu capituliren. Nur gegen deutsche Kraft, Ausdauer und Waffen konnten sie, besonders im ebenen Felde, nichts ausrichten; andern Nationalitäten waren sie mehr oder weniger ebenbürtig im Kampfe. Staunen muß man aber, wenn man liest, wie die Deseler c. 25 Jahre hindurch trotz so vieler und gewaltiger Verluste fast Jahr für Jahr im Stande sind, Expeditionen auszurüsten. Während die Deutschen sich alljährlich durch die Pilger, welche aus Deutschland in großer Zahl freiwillig und auf eigene Kosten herüberkamen, kräftig verstärkten, zur Ueberwindung der Deseler immer wieder die Liven, Letten und später auch die schon unterworfenen Esten anboten, waren die Deseler allein auf ihre Hilfsquellen angewiesen, welche viel ergiebiger gewesen sein müssen, als wir uns vorstellen können.

¹⁾ Mit Arndt (I, p. 38, Anmerkung) halte auch ich diese Esten für Inselesten.

Der trotzige unbeugsame Freiheits Sinn dieser Piratenrepublikaner läßt sich auch sehr gut erkennen aus den wiederholten Empörungsversuchen derselben. So standen sie 1241, 1255, 1266 gegen ihre Bedrücker auf. Es scheint freilich, daß man an diese Menschen auch Anforderungen gestellt hat, die das Gewissen ihrer Herren vor dem Richterstuhl der Humanität nie wird verantworten können. Arndt schreibt: „Wenn die mehrsten Stimmen (der Geschichtschreiber) gelten, so ist freilich diesen zur Verzweiflung gebrachten Bauern zu viel geschehen. Und sie selbst gelobten, als es 1343 zum letzten Kampfe kam, dem livländischen Orden sich gutwillig zu ergeben, wenn sie nur nicht Sclaven sein dürften. Sie verfügten über ein Heer von 10000 Mann, hatten aber keine Uebung im Kriegshandwerk, mangelhafte Waffen und vor allem kein Vertrauen zu ihrer Sache, denn sie mußten die furchtbare Rache der Herrn fürchten, die sie auch unausbleiblich traf. Sie wurden vor Reval so geschlagen und niedergehauen, daß die wenigsten von ihnen ihre Heimat wiedersehen ¹⁾. Dort auf dem Felde vor Reval erlosch nach diesem letzten Aufblitzen die Flamme der Freiheit bei den Deselern für immer; wo das Bewußtsein an die Vergangenheit ihrer Nation nicht freiwillig untergehen wollte, wurde es mit Gewaltmitteln zur Vergessenheit gebracht. Es ist nichts davon nachgeblieben als ein verbissener Haß und eine böswillige, mißtrauische Bereitwilligkeit zu gehorchen.

3. Bewaffnung.

Das zu den Waffen der Esten am frühesten verarbeitete Material ist der Stein. In der Ynglingasaga (cap. 15) traten die Esten dem König Yngwar, der in Estland „al Steini“ (d. h. bei Sastama) eingefallen war, entgegen und schlugen die Schweden mit „Wassersherz“, d. h. mit Steinwaffen (Grewingf, Steinalter S. 74). Dieses Ereigniß wird in die zweite Hälfte des VI. Jahrhunderts gesetzt. Steinwaffen finden sich noch heute nicht allzufelten in der Erde; was von solchen Funden bekannt geworden ist, werde ich in den zunächst folgenden Zeilen nach der in den Sitzungsberichten der gelehrten estnischen Gesellschaft zu Dorpat und sonst von Herrn Professor Dr. C. Grewingf gegebenen Bestimmung be-

¹⁾ Der Heermeister Burchard von Dreylewen ließ darauf 1345 in Karris 9000 über die Klinge springen; die übrigen mußten die Sühneburg aufbauen.

schreiben. Die betreffenden Geräthe befinden sich in der Sammlung des Vereins zur Kunde Desfel's, ausgenommen N 1 und 2, von denen die Sammlung nur Gypsabgusse besitzt.

1. Streitaxt mit Schaftloch, Bahn verjüngt, uhrglasformig, Schneide wohl erhalten, wenig schräge, Länge 148, Höhe 45, Breite 70, Mittelpunkt des Schaftlochs $6\frac{5}{33}$, Durchmesser desselben 25 und 28 Mm. Aus Diorit sehr sauber gearbeitet und ursprünglich ganz glatt geschliffen, doch durch Verwitterung ein wenig rauh geworden. Auf Desfel gefunden.

2. Steinbeil von Moon. Es ist aus Diorit sauber und geschmackvoll gearbeitet, offenbar unter Benutzung metallener Werkzeuge und wohl erhalten: Länge 144, Höhe 44, Dicke 64, Mittelpunkt des Schaftlochs $4\frac{9}{55}$, Durchmesser desselben 26—28 Mm. (Taf. I, Fig. 1).

3. Ein Steinbeil mit Schaftloch. Länge 145, Breite 69, Dicke 59 Mm., Schaftloch-Mittelpunkt $5\frac{5}{90}$ und $6\frac{5}{70}$, Durchmesser 28 und 25 Mm. Material grobkörniger Diorit, der Feldspath stark verwittert. Gefunden in Randefer auf Desfel (Taf. I, Fig. 2).

4. Ein Steinbeil mit Schaftloch; Länge 116, Breite 45, Dicke 42 Mm., Schaftloch-Mittelpunkt $5\frac{0}{66}$, Durchmesser 17 und 19 Mm. Material: feinkörniger Diorit, der Feldspath verwittert. Gefunden in Randefer auf Desfel.

5. Die Hälfte eines Steinbeiles mit vollständigem Schaftloch und etwas verletzter Bahn. Der ursprüngliche Schliff nur an einer kleinen Stelle des Schaftloches und an einem quer durch das Stück ziehenden, 2 Mm. dicken Feldspathgange noch erkennbar, wonach sich das Maß der Verwitterung zu 4 Mm. bestimmt. Höhe 36, Dicke 65, Durchmesser des Schaftloches 30 und 28, Entfernung des Mittelpunktes von der Bahn 57 Mm. Material: Sienit, welcher an der Bruchstelle plattenförmige, schartige Structur zeigt. Gefunden in Randefer auf Desfel.

6. Streitaxt mit Schaftloch; die Bahn ist verjüngt und uhrglasformig; die Schneide ist etwas beschädigt und schräge, nach oben zurückgebogen. Länge 154, Breite 68, Höhe 46, Durchmesser des Schaftlochs $2\frac{4}{27}$ Mm. Der Mittelpunkt des Schaftlochs liegt von der Schneide 98 und von der Bahn 56 Mm. entfernt. Material: Diorit. Es ist sehr sauber gearbeitet und an der Oberfläche ganz glatt geschliffen; in der Form stimmt es mit dem von Herrn Professor Dr. Grewing sub N 107 beschriebenen genau überein. Gefunden ist das Instrument 1865 eine Werft vom Karmel'schen Bauerberg entfernt

einen Fuß tief unter dem Flugande eines Tannenwäldchens, welches das Karmel'sche Schlachtfeld bedeckt (Taf. 1, Fig. 3).

7. Halbes Steinbeil mit halbem Schaftloch. Herr Professor Dr. Grewingl beschreibt es so: „Das Bruchstück eines durchbohrten Beiles, gefunden gleich bei der Kirche von Moon, besteht aus einem Oligoklasporphyr, wie ich denselben auf p. 32 meines Steinalters, mit filzartig gruppirten Partikeln des Oligoklases ähnlich dem Nadelporphyr von Christiania, beschrieben. Dieses Gestein ist in den Ostseeprovinzen bisher nur durch vier Steinwerkzeuge vertreten gewesen. Die Form betreffend sind offenbar die ursprünglich (und wie gewöhnlich) abgerundeten Blattflächen später gerade angeschliffen worden, um das Blatt selbst sammt der Schneide dünner zu haben.“

Ob diese Instrumente, die von sehr ungleicher Arbeit und daher auch aus sehr verschiedenen Jahrhunderten sind, und die, glücklich geführt, von furchtbarer Wirkung sein mußten, alle von den Inselsteinen eigenhändig angefertigt, oder ob sie zum Theil durch Tausch und Handel von außen eingeführt worden seien, läßt sich nicht entscheiden. Jedenfalls aber beweist das Fragment eines Bohrstempels, welches auf dem Gute Käfel gefunden ist, daß auch die Einwohner von Desel selbst den Stein zu Waffen zu verarbeiten verstanden. Diese Waffen waren, wenn auch nicht ausschließlich, so doch neben den metallenen bis ins dreizehnte Jahrhundert im Gebrauch, während das spezifische Steinalter sich nur bis ins sechste Jahrhundert fortsetzt (Grewingl, Steinalter S. 108). In der historisch nicht ganz sichern Schlacht bei Bramwalla am Mensee, die ins achte Jahrhundert gesetzt zu werden pflegt, sind die Steingeräthe bereits verdrängt durch Metallwaffen. In dieser Schlacht wußten die Esten, Kuren und Liven die Wurfspeize mit solcher Kraft zu werfen, daß ihnen kein Schild widerstand (Grewingl, Steinalter S. 75). Jedoch verhindert dieser Umstand noch gar nicht, daß neben den Wurfspeeren nicht noch reichlich Steinwaffen geführt worden sind. Wurden doch noch 1266 in der Schlacht bei Karmel, wenn auch gewiß nur vereinzelt, Steinwaffen angewandt, wie der unter № 6 oben beschriebene Fund unwiderleglich darthut.

Im allgemeinen war die Bewaffnung der historischen Esten eine mangelhafte, was daraus hervorgeht, daß bei den Siegen der Deutschen unter der Beute niemals die Waffen derselben aufgeführt werden, wenn auch Tausende gefallen waren. Wohl erwähnt Hr. d. L. (XXVIII, 6) bei

der Schilderung von der Einnahme des Dorpat'schen Schlosses i. J. 1224 ausdrücklich der Waffen der Russen, nicht aber der der Esten und Liven, die ebenfalls bei jener Action theilhaftig waren. Derselbe Chronist sagt ferner ausdrücklich: „Die Armbrustschützen, die von Riga gesandt, das Schloß mit den Liven bewachten, zogen ihnen (den Esten vom Festlande und Desel) ins Feld entgegen, verwundeten und tödteten ihrer viele, weil sie wehrlos waren; denn sie kannten nicht den Gebrauch der Waffen in dem Maße, wie andere Völker“ — *utpote inermes, quia non habent consuetudinem armorum in tantum, quam aliae gentes* — (Fr. d. L. XV, 3). Bei solchem Mangel an geeigneten Waffen werden diese Völker gewiß auch Instrumente im Kampfe zur Anwendung gebracht haben, die eigentlich nicht in die Kategorie der Waffen gezählt werden. Dieses gilt von einem jetzt näher zu bezeichnenden Bronzegeräth. Auf der Viehweide von Tahhul fand vor einiger Zeit drei Fuß unter der Erdoberfläche ein Bauer einen Paalstab oder Streitkeil, auch Meißel genannt (Taf. I, Fig. 4). Derselbe ist $8\frac{1}{2}$ Zoll lang, hat eine $4\frac{1}{4}$ Zoll breite, stark gebogene Schneide; die Schaftbahn ist ganz eben und c. 1 Zoll breit, die Schaftlappen sind sehr niedrig. Das ganze Instrument ist von der *aerugo nobilis* wie mit einem Firniß überzogen ¹⁾. Geschastet wurden die Paalstäbe entweder wie die Aexte mit einem Hakenschaft oder mit einem geraden Stiel. Daß dieselben aber als Waffen benutzt worden sind, ist eine von den Alterthumsforschern festgestellte Thatsache (Nilsson S. 143), wenn ihre Verwendung als Waffe auch als Ausnahmefall zu betrachten ist. Im ganzen war die kriegerische Ausstattung der uns interessirenden Deseler ohne Zweifel dieselbe, wie diejenige, womit sich die heidnischen Bewohner der Ostseeländer überhaupt zu versehen pflegten. Die verschiedenen, eine solche Armatur ausmachenden Waffenstücke sind in einer alten von Nyenstedt uns aufbewahrten Nachricht (Mittheilungen aus dem Gebiete der Geschichte Liv-, Ehst- und Kurland's I, 3, S. 422) aufgezählt. Dort heißt es: „ere wapen synt hantbagen (Handbogen),

¹⁾ Das hier beschriebene Geräth entspricht ganz genau dem von Dr. L. Lindenschmitt in: *Alterthümer unsrer heidnischen Vorzeit*, Bd. 1, Heft 1, Taf. 3, Fig. 12 abgebildeten Meißel. — Die Frage, ob dieses zweifellos antike Stück mit den von Kruse auf Desel gefundenen Münzen (1 griechische und 4 römische) in Beziehung zu bringen und als Zeuge eines uralten Verkehrs zu betrachten ist, den die Römer unter den ersten Kaisern nach den Ostseelüsten eröffneten, oder ob der fragliche Gegenstand von Dänemark oder Schweden herübergekommen sei, wird erst dann eine Entscheidung wagen lassen, wann reicheres Material sicherere Schlüsse ziehen läßt.

halffe manen (Halbmonde), seytzen (Sensen), bylen (Beile) mit langen steken, baren spiete (Bärenspieße), strythamer, swerder und eyken kuelen (Keulen) gewesen, hebben ock hantslengen myt stene tho werpen gebrucht, we davit tege den goliath.“ — Zu den primitivsten unter den hier genannten Waffenstücken gehören gewiß die Keulen. Tacitus (Germ. 45) schreibt von den an der Küste der Ostsee wohnenden Aestern, von welchen übrigens die heutigen Esten nicht abstammen: „*rarus ferri, frequens sustium usus.*“ Und tausend Jahre später, als das Metall viel mehr Verbreitung gefunden hatte, ist dieselbe Waffe im Ostseegebiet noch nicht ganz verdrängt. So erscheinen die Deseler, welche 1215 den Priester Friedrich von Celle erschlugen, mit Keulen bewaffnet (Hr. d. L. XVIII, 8). Welcher Art diese Keulen gewesen, läßt sich ziemlich sicher schließen aus der Gestalt der „mit eisernen Ringen und Nägeln beschlagenen Streitkolben, welche als eine von den Riven erbeutete Sieges-trophäe auf dem rigischen Schwarz-Häupter-Hause aufbewahrt werden“ (Mittheil. u. f. w. III, 1, S. 141).

Zugleich mit den Keulen führten jene Deseler, die 1215 die erwähnte Greuelthat begingen, auch Beile. Solche werden zuweilen gefunden und haben im allgemeinen die Form der von Kruse in seinem Atlas zu Neerolivonica abgebildeten. — Zunächst sind weiter zu erwähnen Pfeil und Bogen, womit die Deseler im Jahre 1215 im neuen Hafen zu Desel bewaffnet sind (Hr. d. L. XIX, 5, S. 193 und 195 nach Hansen). Eiserner Pfeilspitzen befinden sich in der Sammlung des Vereins zur Kunde Desel's; eine von ihnen hat nicht eine Schafttröhre, sondern hält an einem Stiel, der in den Schaft eingelassen wurde, das lanzettförmige Blatt. — Hinsichtlich der Schwerter ist behauptet worden, daß dieselben den Esten u. f. w. fremd gewesen seien. Dieser Ansicht läßt sich entgegenstellen, daß es kaum denkbar ist, wie eine Nation mit einer weit überlegenen Krieg führen will ohne dieses wichtigste Waffenstück. Fürs zweite aber sind in Estengräbern Schwerter gefunden worden; Kruse hat mehrere abgebildet. Auch die Sammlung des Vereins zur Kunde Desel's hat eins aufzuweisen (Taf. I, Fig. 5). Dasselbe ist 1866 in einer Grandgrube gefunden worden, wo es bei einem Gerippe in hochender Stellung so lag, daß der Griff innerhalb der beiden Kniee, die Spitze zwischen den beiden Füßen sich befand. An diesem Schwert (Länge 20 Zoll, Breite der Klinge $1\frac{1}{4}$ Zoll) war ein bei der Auffindung ganz zersplitterter Griff aus Knochen. Um die Klinge lag eine Scheide aus

Eder oder Holz, die an der Seite, wo die Schärfe des Schwertes lag, mit einer Einfassung aus geschmackvoll verziertem Bronzeblech gegen Verletzung geschützt war. Außerdem war die Scheide mit einem ausgezackten Streifen von Bronzeblech verziert, welches mit ganz kleinen Stiften auf die Scheide aufgenietet war. Das Material, woraus diese selbst bestand, war bei der Auffindung vermodert. Im ganzen entspricht Größe und Gestalt des beschriebenen Stückes sehr dem von Kruse Tab. 8, Fig. 2 abgebildeten Schwert. — Einen weiteren Beweis für die Unrichtigkeit jener Behauptung liefert die Stelle XV, 3 bei Hr. d. L. Dort erzählt derselbe, wie die Defeler und die übrigen Esten beim Angriff einen Platzregen von Lanzen auf die Christen schleuderten, und fährt dann fort: „Als ihre Lanzen erschöpft waren, griffen sie zu den Schwertern, gingen näher, es kam zum Handgemenge; Verwundete fallen, die Heiden kämpfen mannhafte (pugnant viriliter pagani).“ Womit sollen sie denn im Handgemenge den Deutschen solchen Respect vor ihrer Tapferkeit einflößen, wie ihn Hr. d. L. an dieser Stelle wiederholt kundgibt ¹⁾? Zu alledem erzählt der Chronist ausdrücklich, daß im Kampfe der Defeler mit den Schweden um das Schloß Leal 1220 fast alle Schweden durch das Schwert fielen. „Ceteri (Swecorum) omnes in ore gladii corruerunt“ (XXIV, 3). Dieses „in ore gladii, mit der Schärfe des Schwertes“ gebraucht Hr. d. L. öfters, so auch von den Schwertern der Deutschen: „in ore gladii cunctos perimentes“ (XXIII, 9). Man wird „in ore gladii“ nicht für eine dem Chronisten geläufige Redensart ausgeben können, bei der ihm eine bestimmte Vorstellung gar nicht vorgeschwebt habe. Man wird im Lateinischen so wenig diese Worte, als im Deutschen den Ausdruck „mit der Schärfe des Schwertes“ gebrauchen können, wenn man eigentlich sagen will: „Sie fielen getroffen von den Keulen und Lanzen der Feinde.“ — Nach diesem allem steht unsere Behauptung, daß

¹⁾ Hier muß man übrigens den latein. Text vor sich haben: „Christiani lanceas clypeis ferreis accipiunt. Quibus exhaustis gladios arripiunt, propius accedunt, bellum committunt, cadunt vulnerati, pugnant viriliter pagani.“ Wer behauptet, daß die Esten keine Schwerter gehabt, muß die Worte „arripiunt“ cet. von den Christen verstehen. Das heißt aber dem lateinischen Texte Gewalt anthun; denn die Esten greifen an, ihre Tapferkeit wird gerühmt, so daß wir das „propius accedunt“ und „bellum committunt“ gewiß auch von den Esten zu verstehen haben. Das „pugnant viriliter“ zwingt fast dazu. Sie kämpften so brav, daß die Christen stutzig werden, wie aus den folgenden Worten des Chronisten sich schließen läßt. Vergl. auch Pabst's Uebersetzung S. 148, Anmerk. 23.

die Esten Schwerter geführt haben, fest. Freilich ist nicht zu leugnen, daß die Schwerter der Esten mit denen der Deutschen sich kaum haben messen können.

Die wichtigste und am meisten gebrauchte Waffe der Esten war die Lanze. Ihrer erwähnt Hr. d. L. fast in jedem von ihm beschriebenen Kampfe (so XV, 3; XIX, 5; XXX, 4). Dieselben werden in den meisten Fällen als Wurfspieße geschleudert. Unter den auf Desel gefundenen Alterthümern sind keine so häufig als Lanzenspitzen von verschiedener Größe und Form. Die Länge derselben schwankt zwischen 8—18 Zoll. Die Spitzen von den eigentlichen Wurfspießen sind kleiner und von gedrungenerer Form. — Mit den Lanzen zugleich führen sämmtliche Deseler Schilde in dem Kampfe, den sie in Ferwe gegen die Deutschen, Liven und Letten i. J. 1220 zu bestehen hatten (XXIII, 9). Ebenso müssen wir aus der Darstellung des Kampfes bei Treiden 1211 schließen, daß alle Esten (es waren zum größten Theil Deseler) mit Schilden versehen waren (Hr. d. L. XV, 3). Wenn wir nun in derselben Schilderung lesen, daß die Heiden ihre Schilde u. s. w. ergriffen, und die Deutschen die feindlichen Lanzen mit ihren eisernen Schilden (*clypeis ferreis*) auffingen, so werden wir wegen des von dem Chronisten angedeuteten Gegensatzes sagen müssen, daß die Schilde der Deseler aus Holz, vielleicht aus Leder oder einem sonstigen a priori nicht metallischen Stoffe gefertigt waren. Mit den von Hr. d. L. XIV, 5 beschriebenen Schilden der Kuren scheinen sie nichts gemein gehabt zu haben als etwa das Material, woraus sie gearbeitet waren, nämlich das Holz. — Schließlich ist noch zu erwähnen, daß die Esten ohne Zweifel auch das einfachste Steinschleudergewehr im Gebrauch hatten, nämlich die aus Schnüren und Riemen bestehende Schleuder, womit sie Steine warfen, dergleichen Kruse Tab. 9 einen abgebildet hat. Auch die Sammlung des Vereins zur Kunde Desels besitzt einen solchen, der im Sande des Karmel'schen Schlachtfeldes mit andern Waffenüberresten gefunden wurde. Von dem Werfen und Schleudern großer und kleiner Steine wird jedoch ausführlicher weiter unten gesprochen werden.

Andere Waffen dürfte die gewöhnliche Ausstattung eines Heeres wohl kaum umfaßt haben; was der einzelne Krieger sonst noch zufällig an geeigneten Geräthschaften besaß, wurde ebenfalls zum Unheil der Feinde benützt. So waren gewiß manche mit Dolchen und stärkeren Messern bewaffnet. Kruse beschreibt einen solchen in Ascheraden gefun-

denen Dolch und sagt, daß sie zuweilen an den Brustketten-Gehängen bis zur Mitte des Körpers herabhingen. Die Scheide sei von Leder, mit Bronzeblech belegt und verziert gewesen. Er bildet ein solches Instrument ab Tab. 11, 4, und das Fragment eines derartigen Waffenstückes Tab. 16, 2, a. Ein diesem Bruchstück genau entsprechendes wurde auf dem Karmel'schen Schlachtfelde gefunden, nur daß die Kettchen losgetrennt und in Stücke zerrissen dabei lagen. In der Scheide selbst befanden sich drei fest eingerostete Klingen, deren Griffe verwittert waren. Das beschriebene Geräth befindet sich in der Sammlung des Vereins zur Kunde Desel's (siehe Taf. I, Fig. 6).

Die im Vorstehenden beschriebene Bewaffnung kommt vor allen Dingen den zu Fuß Kämpfenden zu. Die Reiterei der Deseler kann außer der Lanze wohl kaum noch eine andere Waffe als das Schwert und einen Dolch etwa geführt haben. Als Schutzwaffe trugen die Berittenen den Schild (Hr. d. L. XV, 3). Da in der Darstellung unseres Chronisten keine einzige Spur auf Sattelzeug hindeutet, so müssen wir, wie es auch ganz dem wilden, unbändigen Sinn der Deseler entspricht, uns dieselben als ohne Sattel reitend vorstellen. Je einfacher aber die Ausstattung der ösel'schen Reiterei war gegenüber der der deutschen Reiter oder Ritter, desto größer war ihre Zahl, wie weiter unten gezeigt werden wird.

Unserer modernen Artillerie können wir vergleichen die Schleudermaschinen, womit die Christen und Heiden sich gegenseitig bekämpften. Das Werfen von Steinen auf einen Feind ist eine zu naturgemäße und selbstverständliche Vertheidigungsweise, als daß dasselbe nicht von allen Nationen auf einer gewissen Stufe der Cultur zur Vertheidigung vielfach angewandt worden wäre. Schon von den Schriftstellern des Alterthums werden Maschinen zum Steinwerfen erwähnt. — Die Deseler kannten bei ihrer ersten Bekanntschaft mit den Deutschen die Wurfmaschinen nur durch die furchtbaren Wirkungen, welche dieselben gelegentlich in ihrer Mitte verursachten. Allmählich fingen sie an, ihren Feinden die Kunst, solche Maschinen zu erbauen und zu handhaben, abzusehen. 1215, erzählt Hr. d. L. (XIX, 5), schleuderten die Deseler von ihren Schiffen aus mit Peterellen Steine auf die Deutschen. Da diese Maschinen auf den Näherkampf, wie aus dem Zusammenhang hervorgeht, berechnet waren, und der Raum eines ösel'schen Raubschiffes an einen großen Tummler nicht wohl zu denken erlaubt, so müssen damals kleinere Schleuderapparate

zur Anwendung gebracht worden sein. Erst 1222 lernten die Döfeler eine Maschine kennen, welche die Dänen den Warbolenfern als ihren Unterthanen geschenkt hatten. Sie kamen nach Hause und bauten siebenzehn Maschinen und bedrängten die Dänen in ihrem Schlosse so, daß dieselben capitulirten (Fr. d. L. XXVI, 3). Aus dem, was der Chronist an diesen beiden Stellen erzählt, folgt, daß er von zwei verschiedenen Arten von Schleuderwerkzeugen, von größeren und kleineren, gesprochen haben wollte. Mit dieser größeren Gattung vertheidigen die Döfeler auch 1227 ihr Schloß Monc. Diesen Unterschied macht unser Gewährsmann an mehreren Stellen ausdrücklich, indem er die kleinere balista dem größeren peterellus (seltener peterella) gegenüberstellt ¹⁾. Die Peterellen selbst aber

¹⁾ XIV, 10; XXIII, 8; XXVII, 2; XVIII, 5. — Das Wort peterellus ist Fr. d. L. eigenthümlich. Was Hansen zur Feststellung der Etymologie dieses Wortes in seiner Ausgabe der Origines Livoniae pag. 100 in der Note sagt, hilft uns gar nicht vorwärts. In der Uebersetzung des Wortes balistarius haben Arndt und Hansen darin gefehlt, daß sie es je nach dem Zusammenhange, und zuweilen ohne Noth, verschieden mit „Steinschleuderer, Steinschütze, Armbrustschütze und Schütze“ wiedergeben. Wer auf den deutschen Text allein angewiesen ist, wird kaum unter diesen verschiedenen Bezeichnungen dieselbe Waffengattung verstehen. Am richtigsten wäre es, da wir kein entsprechendes Wort im Deutschen haben, das Fremdwort in unsere Sprache herüberzunehmen und die Begriffsbestimmung ein für allemal in einer Anmerkung hinzuzufügen. Diese müßte aber lauten: Balistarius ist ein Soldat, der die balista handhabt, d. h. ein Geräth, welches der Armbrust ähnlich, jedoch größer und so eingerichtet ist, daß damit sowohl Pfeile als Steine geschossen werden können. (Siehe unten S. 23 f.) Auch von dem gewöhnlichen Bogen mit Sehne (arcus) muß die balista sich wesentlich unterscheiden haben. Denn unser Chronist erwähnt einmal beide neben einander als verschiedene Waffen (sagittarios arcuum et balistarios XXVIII, 5).

Belehrender als Hansen in seiner Anmerkung ist Arndt I, S. 7. Er sagt in der Note u. a.: „Die kleinsten (Maschinen) warfen etwa eine Last von 5 Liäpfund, die größten auch wohl ein Schiffsfund. Sie trugen aber nicht viel weiter als 500 Schritte, dabey sie doch die Kraft hatten, alles zu zerschmettern, und was sie schlugen, einige hundert Schritte und weiter in die Luft zu pressen. Man verkroch sich vor ihrem Schuß hinter lederne mit Spreu gefüllte Säcke, und ausgespannte Segeltücher. Manchmal wurden aus solchen auch Balken geworfen, die vorne spitzig gemacht und mit Eisen versehen waren; daß also patherella, ballista und catapulta einerley, (und nur der Gewalt und Größe nach verschieden) sind.“

Da ich im Obigen mich wiederholt auf XIX, 5 bei Fr. d. L. bezogen habe, so ist nöthig, hier noch eine Bemerkung nachzutragen. Pabst in seiner Uebersetzung der Chronik will auf Grund eines vorzüglichen Coder XII, 2 statt lancearum ac sagittarum missione — lanc. ac pedorum miss., und XIX, 5 statt lanceis et sagittis ipsorum nunmehr lanc. et pedis ipsorum lesen. Der Herr Ber-

werden wieder größer und kleiner construirt, je nach dem Bedürfniß (Hr. d. L. XIV, 10; XXIII, 8; XXVII, 2; XVIII, 5). Ebenso geht aus Hr's. d. L. Berichten hervor, daß man mit solchen Maschinen nicht nur gewaltige Steine, sondern auch Lanzen und mit Theer, Pech und anderen Brennstoffen versehene Gegenstände schleuderte ¹⁾. Zu denselben Resultaten gelangte auch Löwis in seiner Besprechung der Wurfmaschinen, die er in den Mittheil. 1, 2, S. 227 ff. gegeben hat. Er vermag uns aber eben so wenig ein anschauliches Bild davon zu entwerfen, als wir aus Hr's. d. L. Darstellung ein solches gewinnen.

Was Bangert ad Arnoldum Lubecensem über die Peterellen auseinandersetzt, ist mir, da für mich das Werk unzugänglich geblieben, nicht bekannt geworden. Dagegen ist es mir möglich, aus einem andern Werke eine detaillirte Beschreibung davon zu geben. Dasselbe führt folgenden Titel: „Preussische Sammlung allerley bisher ungedruckten Urkunden, Nachrichten und Abhandlungen.“ 3 Bde. 8. Danzig, 1750. Dort werden freilich Maschinen beschrieben, welche in den Kriegen der Ritter gegen die Preußen von beiden Seiten zur Anwendung kamen; ohne Zweifel aber sind das dieselben Schleudergeräthe, deren sich die Ritter und Dänen auch im Kriege gegen die Liven, Kuren und Esten bedienten, und welche diese Heiden zuerst von ihnen kennen lernten, ihnen zuerst nachbildeten. Da das genannte Buch eine große Seltenheit geworden ist, so habe ich mich entschlossen, die Beschreibung jener Maschinen in dem Umfang hierher zu setzen, der mir erforderlich schien, wenn die Darstellung im wesentlichen nicht mangelhaft werden sollte.

Wie der anonyme Verfasser im Eingange seiner Abhandlung (dieselbe steht Bd. 1, S. 1—28) sagt, ist die Beschreibung nicht von Maschinen, die er selbst gesehen hat, entnommen, sondern auf Grund der Nachrichten zusammengestellt, welche er bei den Verfassern altpreussischer Geschichten und bei einigen andern Historikern gefunden hat. Es scheint, daß ihm außerdem auch Quellen, die jetzt verloren sind, zu Gebote ge-

fasser versteht unter pedum einen oben gekrümmten Schleuderstab. Da aber diese Bedeutung von pedum erst nachgewiesen werden muß, und da sich neben dieser Lesart die einfache und verständliche Variante sagitta hartnäckig behauptet, so ist es mindestens bedenklich, die vorgeschlagene Textesänderung anzunehmen. Ist aber pedum trotzdem die echte Lesart, so muß sagitta als Glosse betrachtet werden, und dann kann die Bedeutung von pedum nicht die von Pabst vermuthete sein.

¹⁾ Siehe auch, was Hr. d. L. von dem außerordentlichen Erfolge dieser Wurfmaschinen XXIII, 8 erzählt.

standen. Er sagt: „die betreffenden Maschinen werden Blyden oder Bleyden genannt. Sie heißen zuweilen *instrumenta bellica* (Dusb. P. III. c. 37) insgemein aber *Machinae erectae*, bey dem Dusburg P. III. c. 38. Man brauchte deren in Belagerung einer Festung gemeinlich 3, oder ebensoviel als Bergfriede ¹⁾, nach dem 89. 112. 113. und 114. Cap. daselbst; oder doch zwey c. 117. Eben in diesem 117. Cap. findet man das meiste Licht von den Blyden, daraus wir folgendes aus der Verdeutschung des Zerofchin hier beifügen.

Dy Litthauer wurden do
Geschickt zu einer Syden
Der Burg mit einer Blyden,
Uf ander Syt dy ander dit
Och wor eine Blyde rit,
Domit sy do täglich
Sturmende versuchten sich,
Wol 8 Tage, als ich las,

¹⁾ Mit dem Worte „Bergfriede“ übersetzt Zerofchin das lateinische *propugnaculum*. Unser Gewährsmann sagt von diesen Vertheidigungsanstalten: „Wie die Bergfriede beschaffen gewesen, lehret er im 98. Cap. daselbst: *in quolibet sine pontis propugnaculum firmum ad modum turris*. — Sie waren nur von Holz. Daher es im 125. Cap. hernach heißt: *qui se in turri lignea dicti castris defenderunt*.

Die Absicht mit diesen Bergfrieden ging dahin, damit die Belagerer in diesen kleinen obgleich nur hölzernen Bestungen gegen die Ausfälle der Belagerten eine sichere Zuflucht dahin hätten, daraus sie sich besser gegen sie wehren könnten. Hernach aber suchte man die belagerte Festung so einzusperrn, daß ihr nicht nur alle Zufuhr von Lebens-Mitteln, sondern auch von Kriegsbedürfnissen und Mannschaft mögte abgeschnitten werden. Zu welchem Ende sie gemeinlich auf solchen Bergen oder doch Anhöhen angelegt wurden, von wannen man alles umher übersehen und bestreichen konnte, daß weder die Belagerten heraus, noch jemand zu ihnen hinein konnte, ohne der Belägerer Verstattung. Welches in denen alten Zeiten so viel nöthiger war, da die Belagerungen oft viele Jahre zu dauern pflegten.

Man bauete zu dem Ende diese Bergfriede so fest zur Gegenwehr, als man konnte, umgab sie zuweilen mit Wall und Graben und besetzte sie wohl mit Mannschaft, z. E. über 400 in jeglichem, die mit Speise und aller Krieges Nothdurft versehen wurden. Darum nennet sie Dusburg P. III. c. 90 *propugnacula firma et vallata plurimis armigeris viris bellicosus et in armis strenuis*. . . Itaque non patebat via intrandi aut exeundi obsessis. Conf. c. 98. Es mußten die Belagerten entweder durch ihre auswärtige Hülfe solche Bergfriede erobern und zerstören, oder sie mußten des Nachts heimlich sich aus der belagerten Festung wegschleichen, wenn sie sich nicht länger darin halten konnten, wie im 93., 98., 115. Cap. und im 89., 92., 112., 113. und 116. Cap. deselben Buches.“

Das Sturmen unvorfenglich was,
Went sy schutzen klein.

Zu jüngest sy gemein
Troten czu mit allir Kraft

Dy in uns alda behaft.

Dy Schutzen schussen Pfeile scharf

Gefach man mit den Blyden warf

Czu dem Hwse Steine groß.

Beide gewapnet und blos

Gyngen czu mit sturmes Dro,

Dyße Holz und jene Stro

Mit Buer do trugen czu,

Davon jene grosse Mu

Litten, dy do warn belejn

Uf der Burg, jedoch ein dejn

Was under yn, hys Hendrich,

Behende daczu mennlich

Was her legen dy Biande

Tupadil man yn nande,

Er was der Schützen Kunst gelart

Wol meisterlichen, und ward

Des dutschen Ordens Sit,

Der sterkte in der Zit

Das ledge Volk czu were

Und das Buger das gevere

Dem Hwse ward getrogen an

Half ym ofte dirre Mann

Mit elenthaftin Pflichten

Berleschen und vernichten.....

Duch ward irschossen in der Stund

Von Henrich Tupatele

Ein Pittow von Abele

Und von Gewalt vil ho

Der was irkannt her Grawe do

Obir der Pittowen Schar.

Duch wart er an der Sit gewar

Dasß der Blyden Meister steig

Und uf in die Höhe freig
 Zu befirn ich weiß nicht was
 Und als er uf dy Tocken fas,
 Henrich nahm syn Gemerke
 Und des Armbrustes Sterke
 Und mit ehme Pfile bant
 Her hm syne . . . Hand
 Daß sy daran klebete u. s. w.

Diese Beschreibung der Blyden ¹⁾ lehret zur Genüge, daß sie nichts anders als Werkzeuge gewesen, damit man große Steine unter die Leute oder in die Stadt geworfen, sie damit zu beschädigen. Man könnte sie nicht unbillig Stein-Schleudern nennen, und würden sie also dasjenige seyn, was die Römer *catapulta* nannten. Denn diese beschreibt man uns als (Maschinen) Rüstzeuge, damit grosse Steine unter die Feinde oder in ihre Städte geschleudert wurden.

Man muß sagen, daß sie hohe Gerüste gewesen, darauf der Meister zuweilen heranklettern müssen; daß sie oben eine Docke ²⁾ gehabt, welche frey und sichtbar gegen den Feind da gestanden, daß solcher dahin sehen und schüssen können; und daß diese Docke zum schüssen oder Steinwerfen sehr nöthig gewesen. Sonst hätte der Meister nicht heranklettern und das zurecht machen dürfen, was daran schadhast geworden. *Magistrum, sagt Düsselburg, qui ad reparationem machinae adscendit summitatem ejus, sagittavit, et cum telo affixit ad machinam manum ejus.*

Es konnten die Blyden nicht allein von den Belägerern, sondern auch von den Belagerten zu ihrer Schutzwehr gebraucht werden wider den Feind. So findet man im 112. Cap. des III. Theiles der Düsselbur-

¹⁾ Das Niederdeutsche oder Höländische Wort Blyden heißt so viel als lustig, welchen Rahmen sie mögen erhalten haben, weil damit lustig und freudig geschossen ward.

²⁾ Docken oder Tocken sind Werkzeuge, darin sich etwas geschwinde umbdrehen läßt, wie man sie noch an den Drehbänken so nennet, daran z. E. die Hohlboxen Werkzeuge sind, darin die Körper hohl gedreht werden. In Bergwerks-Sachen führen auch diesen Rahmen die an der Trift hangende oder queer durch die Spindel gehende Schwung-Bäume. Endlich heißen auch so die hölzernen Säulen, dadurch am Weberstuhle der Baum oder die Spindel gehet. Nach dieser Benennung würde man denken können, daß die damals gebrauchten Blyden ein Paar hohe Pfoften oder Säulen gehabt, darin sich oben ein Baum oder eine Spindel zum wegschläudern geschwinde umbdrehen lassen.

gischen Chronika von Preussen, daß die Festung Wiesenburg von den Preussen fast 3 Jahre belagert gewesen, und täglich aus 3 Blyden beschossen worden. Deren eine haben die Ordens-Brüder ihnen mit Gewalt entrisen, sie an das Schloß geführt, und sich damit tapfer gegen die Feinde gewehret. Man hat sie also bewegen und von einer Stelle zur andern führen können, und sie mögen folglich nur mittelmäßige Steine, die man doch auch schon groß nennen können, wegzuschländern gedienet haben.

Weil man nur 2 oder 3 gegen eine Festung gebrauchet, so muß man mit einer Blyde schon ziemlich hurtig haben schüssen und dem Feinde viel Schaden zufügen können. Sonst würde man mehr derselben nöthig gehabt und gebraucht haben, dafern es langsam hergegangen, wenn man damit schüssen wollen. Indeß ist es doch nöthig gewesen, daß die Leute damit hurtig umzugehen lerneten, und daß man Blyden-Meister hätte, die bey den langwierigen Belagerungen damit gute Dienste leisten könnten.

Es waren sonst der Blyden zweierley Arten, mit einigen wurf man große Pfeile, mit andern Steine. Einige schossen nur einen Pfeil auf einmahl, andere schossen mehr zugleich mit solcher Gewalt, daß ein solcher Pfeil nicht nur einen, sondern viele Menschen plötzlich nach einander tödtete. Diese Rüstzeuge hat man im Falle der Noth, wenn die Pfeile verschossen gewesen, auch gebrauchet Steine unter die Feinde zu schländern. Weswegen Loccenius in seinen *Antiquitatibus Sweo-Gothicis* Lib. III. c. 2 schreibt: *ex catapultis tela missilia et saxa minora emittebant.* Mit den Blyden, oder Schwedisch Blydhorn, warf man Wurfspfeile und kleinere Steine, die doch schon etliche Pfund schwer waren. Da nun sonst die Werkzeuge, welche allerley zu schießen gemacht waren, *balistae* hießen: so wurden in diesem Falle die Blyden auch *balistae* genennet. Wie Düsburg in dem angezogenen 117. Cap. des 3. Theils seiner Chron. setzet: Henrich Tupadel habe einen vornehmen Litthauer *cum balista sagittans* erschossen.

Dieses führt uns nun auch auf die Tummeler. Derselben gedenket Casp. Schütze aus Wigands von Wartenberg gereimten Chronik auf dem 76. Blatte S. 2 seiner Chronik der Lande Preussen, da er schreibt: Demnach richteten sie (wider Rawen) die Wehren und Werkzeuge an allen Orten, die sie damalen nenneten Blyden und Tummeler, das waren solche Werkzeuge, damit sie grosse Steine, wie auch Feuer von sich warfen. Rindenblatt setzet bei derselben Gelegenheit hinzu: Den noch waren nicht

die grossen Stein-Büchsen, sondern allein Loth-Büchsen. Welches man so zu verstehen hat, daß man damahls auch schon mit Feuerröhren und Büchsen versehen gewesen, aber nur mit den kleinen, die Kugeln von einem Loth Blei schossen. Mörser aber, daraus man Steine und Feuer werfen können, habe man noch nicht gehabt. Darum irret sich Schütze, wenn er im folgenden sagt: Diese Werkzeuge wären in Eroberungen die besten gewesen, ehe die Büchsen aus der höllischen Finsternis an das Licht gekommen, welche 20 Jahre hernach ihren Ursprung genommen.

Erst genannter Lindenblatt meldet hernach unter dem Jahre 1385, daß sich die Litthauer und Russen vor Marienwerder an der Litthauischen Gränze gelagert, und es gestürmet mit Blyden, Tummelern und Büchsen, damit das Schiessen Tag und Nacht 6 Wochen lang gewähret. Demnach sind die Tummeler eine solche Art Werkzeuge als die Blyden, die besonders sehr grosse Steine, wie auch Tonnen voll verbrennlicher und angezündeter Materie in die Bestungen zu werfen gebrauchet wurden. Das siehet man theils aus dem, was Schütze aus der gemeldeten Chronik angeführet hat, theils aus dem folgenden, daer aus derselben diesen Bericht abstattet.

Mit solchen Blyden und Tummelern ward das Haus an allen Orten heftig geängstiget und beschädiget. Wiewohl die Belagerten an ihrer Gegenwehr auch nichts abgehen ließen . . . denn sie hatten für sich zu ihrem Vortheil ein festes Haus, gute Mauern und starke Thürme mit Erkern daran . . . Am Osterabend ließen sie an allen Seiten die Werke gegen die Mauern richten. Von oben machten sie Feuerwerke, thaten Reiser, Stroh und andere dürre Materien mit Pech und Theer vermischet in Tonnen, zündeten dieselben an, und warfen sie in die Bestunge, und dieweil viele Häuser von Holzwerk darinne waren, ward alles bald entzündet, und das Feuer nahm fort merklich überhand.

Thun wir uns um nach andern ähnlichen Beschreibungen, so finden wir den Tummelern nichts ähnlicher als die ballistas.“ —

Auf pag. 13—18 giebt sodann der Verfasser ein Bild von der Leistungsfähigkeit und von den verheerenden Wirkungen dieser Maschinen. Er schöpft dabei aus zahlreichen Quellen, die er bei fast allen Völkern findet (1. Buch der Maccabäer am VI. v. 51; Flavius Josephus lib. V; griechische und römische Autoren in großer Menge; schwedische und spanische Chronisten). Er berichtet, daß man Steine von c. 100—360 Pfund, ja ganze Fässer, angefüllt mit Steinen habe schleudern können; daß man

damit 12stellige Spießhölzer (Spitzbalken oder Rahnen genannt), Mühlsteine (vastos molares), vorn mit Eisen beschlagene Baumstämme (ferratam ornum) auf die Feinde geworfen habe. Bezüglich der furchtbaren Gewalt, welche die Geschosse hatten, erzählt der Verfasser „daß die von Marseille Planken 12 Schuhe lang, vorn mit eisernen Zacken beschlagen, aus sehr großen Tummelern mit solcher Gewalt schossen, daß sie durch 4 übereinandergesetzte Sturmbächer in die Erde gefahren.“ Jener Ahornbaum habe alle Glieder des Heeres durchbrochen ¹⁾. — Man habe mit solchen Tummelern die Thore, ja die Mauern ein- und Thürme umgeschossen. 120pfündige Steine habe man über 2 Feldweges weit, und 360pfündige einen Noßlauf oder 800 Schuh weit geworfen. Auch die Geschwindigkeit, mit der geschossen werden konnte, war eine sehr bedeutende. In einer spanischen Chronik wird erzählt, daß ein Tummeler, der bei der Eroberung des Schlosses gebraucht worden, in einer Nacht 500 große Steine, und am Tage wohl 1000 verschossen habe. —

„Die Gewalt, womit dieses gemeiniglich vollbracht ward, kam her von den gespannten Sehnen. Denn je mehr diese gespannt waren, desto stärker geschah der Schuß. Im Nothfalle bediente man sich auch der Pferde- und Frauen-Haare.“ —

„Abbildungen von allerley Tummelern findet man 12 im III. Buche des Lipsii von den Künsten bei Belagerungen im 3. Gespräche. — Die Verschiedenheit derselben ist freilich noch größer gewesen, als sie in den vorhandenen Abbildungen erscheint. Daraus auch noch einige andere Rahmen entstanden sind, die in einigen Büchern noch vorkommen. Also hat man einige scorpiones, onagri (Waldfesel) genannt“ u. s. w.

„Wenn wir die Haupt-Einrichtung dieser Wurfzeuge einiger Maassen begreiflich machen solten, würden wir sie unter fünferley Gattungen bringen können. Die leichteste und vermuthlich auch erste Art scheint eine Vergrößerung der Armbrüste oder Schießbogen zu seyn, deren Kraft und Wirkung aus der Geschwindigkeit herrühret, womit die

¹⁾ Zur Vervollständigung der Darstellung kann man hier noch anreihen, was Heinrich von einer Belagerung Mesoten's berichtet (XXIII, 8): „Der Herzog (Albert von Sachsen) selbst übernahm die Leitung der Maschine, warf den ersten Stein und zerschmetterte ihren (der Sengallen) Erker und die Männer darauf. Er warf den zweiten und brachte die Planken mit dem Holze der Befestigung zur Erde. Er warf den dritten, durchbrach drei große Säulen der Befestigung, warf sie um, beschädigte und quetschte mehrere Menschen.“

Sehne an den Körper (Pfeil) anschläget, der da soll fortgeschossen werden. Von diesen, in Ansehung der Kraft und Last aufs höchste gebrachten Geschossen kan man sagen, je strenger der Bogen den man spannet, und je schärfer die Sehne gespannt wird desto schneller muß der Pfeil, oder was es sonst sey, daß ihm ebenmäßig ist, fortgeschossen werden. Sind die übrigen Umstände gleich, so wird die Sehne folglich auch der Pfeil so viel geschwinder und weiter gehen, so viel mehr sie und der Bogen angestrenget ist.“

„Wir wollen setzen die Kraft, womit die Sehne bis a gespannt wird, sey k ; die Kraft aber, womit sie bis b gespannt wird, sey $2k$; so wird auch die Anstrengung der Sehne und des Bogens in a einfach, in b aber zwiefach seyn. Derowegen wird sie auch aus a mit einfacher Geschwindigkeit, und in b mit zwiefacher Geschwindigkeit losgehen, und wenn es nicht hindert, wird auch der Pfeil eben so geschwinde fortgeworfen werden. Wenn wir die Weite des Pfeils, den sie aus a wirft w nennen, so wird die Weite, dahin der Pfeil im andern Falle geworfen wird, $2w$ oder noch einmahl so groß seyn, wenn wir alle Hinderungen so lange bey Seite setzen, oder wenn wir annehmen, daß er im leeren Raume fortgehe.

Die Weite a von dem Ruhepunkt der Sehne, wird mehr als die Hälfte seyn, von der Weite b bis an denselben Ruhepunkt der Sehne: weil der Bogen elastisch ist, und um so viel weniger hernach kan gebogen werden, so viel mehr er schon gebogen oder abgebracht ist von seiner ungezwungenen Lage. Wäre der Bogen ebenso triftig als die Luft, so wüßte man die Regel; wornach sich seine Anstrengung richtete. Nämlich sie würde fortgehen nach dem Verhältniß der Quadrate der Weiten vom Ruhepunkte. Mithin würde sie in der einfachen Weite einfach, in der zweifachen vierfach u. s. w. seyn. Ob nun schon der stählerne Bogen nicht so vollkommen triftig als die Luft sein mögte, wenn man es genau nehmen wolte in den Versuchen; so wird doch auch nicht sehr viel daran fehlen, welcher Unterschied durch Versuche müste ausgemachet werden.

Nach der Breite des Bogens kan die Sehne verdoppelt werden, um theils mehr Pfeile neben, oder wie die Sehnen gehen übereinander, theils Steine und andere Körper zu werfen. Als wenn 2 Sehnen mitten ein Netz hätten für Kugeln oder Steine, die damit solten geworfen werden. Die Spanner könnten auch zugleich die Zurückhalter der gespannten Sehnen seyn, und so verfertigt werden, daß sie durch einen Schlag mit dem Hammer die Sehne fliegen lassen, und die Pfeile cc abschößen. Von

den übrigen Theilen des Rüst=Zeuges, seiner Befestigung, Richtung oder Stellung und Fortschaffung an einen verlangten Ort, ist nicht nöthig Worte zu machen.

Die andere Art ist, da nicht sowohl die Sehnen, als die gespannten Bogen zum Abdruck der Pfeile eei gebraucht werden. Wie geschwinde die Sehne zurück gehet, wenn sie aus ihren Hinterhalte losgedruckt wird, ebenso geschwinde gehet auch der Bogen und sonderlich dessen Ende zurücke. Ist also keine Sehne da, sondern nur der mitten befestigte Bogen aufgerichtet, und man ziehet ihn durch Seile so weit ab von seinem Ruhepunkte, als es ohne ihn zu brechen geschehen kan, und alsdenn läffet ihn das Strick los; so schnellet er zurück, und trifft er mit seinem Ende einen oder mehr Pfeile eei so wird er sie ebensowohl fortwerfen, als die Sehne. Das Seil, womit man ihn spannet, muß so angebracht werden, daß es alsdenn, wenn der Bogen die grössste Spannung hat, von selbst abgelenket und ihn fahren läffet.

Es darf auch kein ganzer Bogen seyn, sondern man kan auch mit der Hälfte es verrichten. Ja es darf gar kein Bogen seyn, sondern kan ein gerader oder ungebogener Körper seyn, auch wohl mehre derselben. Denn sind die an einem andern Körper befestiget, darauf die Pfeile eei gerichtet sind, wohin sie gehen sollen, und diese werden so weit abgebogen, bis sie ihre äufferste Gewalt bekommen, deren sie fähig sind, und denn geschwind losgespannet, so pressen sie an die Pfeile, und schieffen sie ab. Etwann wie wenn man einen geraden Degen oder Kappier so krum bieget, als es seyn kan, und läßt ihn denn mit eins abspringen, daß er wieder seine gerade Lage bekommen könne. Jedoch wird die Bewegung alsdenn nicht so geschwinde geschehen, als durch die Nerve am ganzen Bogen, welche desto schneller sich beweget, so viel kürzer sie ist bei einerley Spannung.

Läffet sich der Körper selbst, welcher den Abdruck geben soll, nicht biegen, so müssen daran Sehnen und Nerven seyn, die ihm solche schnelle Bewegung geben. Denn diese sind elastischer Natur und mit einer Kraft, die gespannt werden kan, begabet. Sind sie nun befestiget an andern Körpern, die sich selbst nicht spannen lassen; so reißen sie dieselben mit sich, wenn sie sich bestreben, ihre vorige Lage wieder zu erhalten. Welches um so viel mehr thun kan, wenn man ihre Schwere vortheilhaft anbringet, oder doch verhütet, daß die Kraft der gespannten Nerven so wenig als möglich gehindert wird an ihrer Wirkung auf die Wurfspfeile.

Die dritte Art kan aus einem ungleicharmigen Hebel bestehen, dessen kürzeres Ende mit zureichender Kraft in eine sehr schnelle Bewegung gesetzt wird, damit das längere desto geschwinder an die Pfeile anstoße und sie forttreibe. Ist der kurze Arm halb so lang als der andere, so ist das Ende des längeren Arms in einer Bewegung, die noch einmal so geschwinde ist, als die Bewegung des kurzen Endes. Ist nun der Pfeil dieser schnellen Bewegung so ebenmäßig, als es bei dem weitesten Schusse erfordert wird; so wird der Pfeil fast in derselben Geschwindigkeit fortfliegen. Daraus läßt sich auch der verkehrte Fall, wenn eine grössere Last zu werfen ist, verstehen.

Die vierte Art setzt eine Nachahmung der Schläuder zum Grunde. Man hat sie, wie ich sehe ¹⁾, so angebracht, daß der Stein nur einmahl in die Höhe geworfen und gleich fort geschläudert wird. Sie mögte geschwinder werfen, wenn sie durch Hülfe eines Schneckenrades erst schnelle in einem immer grössern Kreise beweget würde, wie man es mit der Handschläuder macht. Jedoch würde sie besser bey etwas leichtern als bey sehr schweren Körpern zu gebrauchen seyn, wenn man sie auch aufs beste nachahmete, und deswegen nicht viel Nutzen geben. Von dieser letzten Art habe ich nichts gefunden bey andern.

Die fünfte Art nimmt die Schnelligkeit des Falles der Körper zu Hülfe, und vermehrt ihn dergestalt, daß er zur Hervorbringung des Schusses zulange. Die Vermehrung geschahe theils durch die ungleiche Länge und Schwere der Arme, theils durch die Höhe des Falls, theils durch die Schwere des Gewichts oder dessen Verdoppelung.

Von der letzten Art ist der Tummeler, welcher Taf. 2 in der Figur vorgestellt wird. Wenn nemlich sonst zwischen zween Pfosten ein Hebel mit einem grossen Gewichte durchgeheth; so sind hier zu beiden Seiten eines Mittel-Pfosten oder Ständers 2 Arme des Hebels mit zween angehängten Gewicht-Rasten a und b, daraus man die Gewichte oder Bleifugeln wegnehmen kan, wenn man den Tummeler nicht braucheth, oder auch fortführen und wegbringen will.

Hier ist ed die Ober-Axe, welche um den mittlern Zapfen e kan gerichtet werden, und durch die Löcher des zweitheiligen Hebels geht. Dieses Hebels sein 2 schenklicher kurzer Arm ist ef und dg; der lange Arm aber, so in eine Spitze zusammengeheth, ist in der Figur dh und gb,

¹⁾ Es wäre interessant zu wissen, wo der Verfasser dieses gesehen hat.

dessen wahre Länge eh ist. Er ist hier in der Lage vorgestellt, darin er zur Wegschländlerung eines Steins l in der Schläuder k zubereitet ist. Wenn der Nagel jm mit dem Stricke n heraus gezogen wird; so reißt die Spitze des Hebels die Schläuder mit dem Steine in die Höhe, die obere Dese der Schläuder gehet oben ab von der Spitze, und der Stein wird fortgeschländert.

Wenn der Schuß geschehen ist, wird der Strick mit seinem Haken oder der Dese o etwan durch Hülfe einer Stangen wieder an die Spitze befestiget, und die Spitze zur neuer Ladung vermittelst einer Winde oder einer Kurbel p wieder heruntergewunden. Will man aber eine feuer-speiende oder glüende Kugel werfen, so wird an der Spitze h die Kelle zu deren Haltung q befestiget, und daraus oben fort geworfen. Soll eine ganze Tonne mit brennenden Materien fortgeschländert werden, wird an der Spitzen h die dazu dienliche Krum-Gabel q angebracht, darin sie feste liegt, bis sie oben daraus weggeworfen wird.

Man siehet leicht, wie hier die Kraft vermehret werde, erstlich durch die ungleiche Länge der Arme des Hebels. Denn wenn der kurze nur $\frac{1}{4}$ von der Länge des andern hat, so ist die Geschwindigkeit des längern 5 mahl so gros als des kleineren: weil der Raum, dadurch er sich in einerley Zeit mit bewegt, 5 mahl so gros ist. Hernach wird sie vermehret durch den Unterschied des Gewichtes. Denn wenn wir setzen, daß die Schwere des kurzen Hebels 5 mahl so schwer ist, als des längern mit seiner Last, die er werfen soll, so werden sie sich bewegen als ein Schnellwagebalken, dessen Arme gleich schwer sind zu beiden Seiten des Ruhepunktes. Ist aber der kürzere Arm 10 mahl schwerer als der längere mit seiner Last, so wird die Bewegung des längern 50 mahl geschwinder seyn, als des kürzern seine. Welches man also begreifen kan, als wenn man an den einen Arm des gleichseitigen Wagebalken ein Pfund, an den andern aber 50 zu gleicher Zeit anhänget, und sich ihn frey bewegen lässet.

Bei dem Steinwerfer eet kommet noch dazu die Länge der Schläuder mit ihren Schnüren, als welche durch ihre abwärts erhaltene Bewegung von k gegen h, machet daß ihr Bewegungs-Kreis um ein merkliches grösser wird, als der Bewegungskreis der Spitze h. Wie viel solches eigentlich betrage, lässet sich am besten durch Versuche bestimmen, dadurch die Hinderungen gleich mit sich ereignen und in die Augen fallen, welche man sonst nicht so eigentlich wissen kan. Diese Versuche aber lassen sich bey dem Mangel eines wirklichen Zummelers nicht vornehmen, daher

auch die nähere Bestimmung der Geschwindigkeit bey Seite zu setzen ist. Durch willkürlich angenommene Bedingungen, und weitläufige Berechnungen nach denselben, würde wohl den allerwenigsten Lesern ein Gefallen geschehen.

— — Man hatte auch solche Tummeler, die fast wie ein Brunnenschwengel ausfahen, der sich oben auch an einer Welle in dem Ständer schnell umdrehete, und darum ein so groß Gewicht an dem kürzern Arme so hänget, daß es scheinete auf die Erde gestossen, und so den Schuß mit dem andern Arme vollbracht zu haben.

Es waren aber die Gewichte insgemein angehänget, und um eine Aze S beweglich, aus zweierley Ursachen. Die erste ist, damit sie im Aufziehen sich dem Ruhe-Punkte näherten und also nicht so schwer waren, als wenn sie in der Horizontal-Linie eben so weit vom Ruhe-Punkte entfernt gewesen wären, als in ihrem senkrechten Hange nach vollbrachtem Schusse. Die andere war diese, damit durch ihre Beweglichkeit und Länge im Hange der Hebel so viel eher wieder zur Ruhe, und zum neuen Gebrauch kommen mögte.“ —

Hiermit schließt der Verfasser dieser Arbeit die Auseinandersetzung über die Blyden und Tummeler ab. Wie es scheint, haben demselben außer den zahlreich citirten Quellen noch andere zu Gebot gestanden, die er nicht namentlich anführt. Wenn es nun auch schwierig ist, zu entscheiden, wie viel von dem Vorstehenden außer Zweifel, wie viel Hypothese ist, so glaube ich deshalb doch nicht, eine ganz unnütze Arbeit unternommen zu haben, wenn ich durch das mitgetheilte Referat die so selten gewordene Abhandlung, die doch immerhin über das so unklare Capitel von den Blyden und Tummelern einiges Licht verbreitet, vor gänzlichem Untergange bewahren wollte.

4. Die zahlreichen Expeditionen der Deseler und die Stärke ihrer Heere.

Man wird sich von dem gewohnheitsmäßigen Treiben der Deseler, alljährlich kriegerische und räuberische Züge zu unternehmen, am leichtesten einen Begriff machen können, wenn man die Kriege und Raubzüge derselben, von denen Hr. d. E. uns berichtet, übersichtlich zusammenstellt, wie es im Folgenden mit Uebergang der schon früher erwähnten, historisch nicht ganz verbürgten Züge geschieht.

- 1) 1203. Raubzug nach Dänemark.
- 2) 1204. Kampf mit deutschen Schiffen an der estländischen Küste.
- 3) 1206. König Waldemar kommt zur Züchtigung der Deseler nach Desel.
- 4) 1211. Zug auf der Na nach Treiden.
- 5) 1215. Die Deseler mit einigen Schiffen in der Mündung der Na.
- 6) 1215. Zug in die Düna und Versperrung derselben.
- 7) 1215. Die Affaire im neuen Hafen von Desel.
- 8) 1216. (Winter.) Die Deutschen kommen nach Desel.
- 9) 1216. Zug in die Salis bis zum Astijerwe.
- 10) 1217. (Winter.) Belagerung von Odempä gemeinschaftlich mit den Russen.
- 11) 1217. Zug nach Metssepole.
- 12) 1218. Raubzug in die Düna.
- 13) 1220. Die Deseler erobern Leal von den Schweden.
- 14) 1220. Rachezug nach Terwe.
- 15) 1221. Die Deseler vor Reval.
- 16) 1222. Belagerung und Zerstörung des Dänenschlosses auf Desel.
- 17) 1223. Die Deseler bei der Belagerung von Reval mit andern Esten.
- 18) 1223. (Herbst.) Die Deseler belagern mit den Russen Reval.
- 19) 1226. Raubzug nach Schweden.
- 20) 1227. Letzte Kämpfe der Deseler um ihre Freiheit auf Desel selbst.

Wenn man diese Affairen mit ihren Nebenumständen genauer ins Auge faßt, so wird man finden, daß der Chronist nur solche Züge und Kämpfe der Deseler erwähnt, in denen dieselben mit den Deutschen in Berührung kamen, ausgenommen die Belagerung von Reval und die Eroberung und Zerstörung Leals. Diese Orte aber, wiewohl damals in den Händen der Dänen und Schweden, betrachteten die Deutschen, wie aus den Nachrichten Hr. d. L. klar sich ergibt, ebenfalls als zum Lande der h. Jungfrau gehörig. — Man wird mit Gewißheit annehmen dürfen, daß zwischen die oben verzeichneten Züge noch andere, und zwar Raubzüge nach Norden und Westen fallen, von denen Hr. d. L. vielleicht gar nichts erfahren hat, oder deren er nicht erwähnt, weil sie mit dem

Bekehrungskrieg nicht in unmittelbarem Zusammenhange standen. So finden wir bei Joh. Messenius in seiner *Scandia illustrata* Tom. II, p. 24 zum Jahre 1220 bemerkt: „Unterdessen ward der König von Schweden Johannes (der Jüngere oder der Fromme) durch die öfteren Einfälle der Esten ¹⁾ aufgebracht.“ Heinrich erwähnt vor 1226 keinen Zug nach Schweden, und doch haben deren mehrere stattgefunden.

Wenn die Deseler in den Krieg ziehen, d. h. nicht auf Raub ausgehen, geschieht es jedesmal mit einem ansehnlichen Heere. Im Jahre 1211 waren auf den Raubschiffen c. 9000, zu Pferde wenigstens 4000 Mann gekommen. Diese beiden Zahlen lassen sich also berechnen. Die Besatzung eines Raubschiffes beträgt 30 Mann, wie unten gezeigt werden wird, also auf 300 derselben 9000 Mann. Die erbeuteten Pferde berechnet Hr. d. L. auf 2000, und wir werden die Ziffer nicht zu hoch greifen, wenn wir für die getödteten und entkommenen Pferde noch einmal 2000 setzen. Da nun Hr. d. L. weiter sagt, in diesem Kampfe sei das Haupt des Estenlandes gefallen, d. h. die Aeltesten von Desel und von Notalien u. s. w., so ist nach meiner Meinung ein Heer von Fußgängern anzunehmen, dessen Zahl sich wenigstens auf 10000 belaufen mußte. Diese Ziffern sind klein und doch ergeben sie ein Heer von 23000 Mann, wovon ungefähr 13000 auf Desel und die übrigen auf die Wick zu rechnen sein dürften. Ihre Verluste müssen furchtbar gewesen sein; alle ihre Schiffe (c. 300) fielen in die Hände der Sieger, und doch stellen sie diesen vier Jahre später im neuen Hafen zu Desel 200 Raubschiffe entgegen. Von den Menschen scheint damals (1211) kaum der vierte Theil sich haben retten zu können. Hr. d. L. sagt von dieser Expedition: *convocant exercitum magnum et fortem*, und ähnliche Ausdrücke gebraucht er sonst von den Zügen der Deseler. — Im Jahre 1217 belagerten die Russen und die Deseler Odenpä; bei den Deselern waren auch die von Saccala und Harrien, jedoch in geringerer Anzahl, denn unser Gewährsmann spricht im weiteren Verlauf seiner Darstellung stets nur von den Deselern. Das ganze Belagerungsheer belief sich auf 20000; und als die Deutschen endlich abziehen mußten, marschirten sie mitten zwischen den Russen und Deselern hindurch, so daß die letzteren ungefähr die Hälfte des Heeres (c. 10000 Mann) repräsentiren. — In ähnlicher Stärke haben wir ihre Kriegsheere

¹⁾ Arndt sagt I. p. 53, daß die dänischen Scribenten, denen die andern folgen, Desel zu Estland rechnen und es daher auch so nennen. Diese Züge waren gewiß öfters gemeinschaftlich von den Esten der Inseln und des Festlandes unternommen.

vor Reval und Real und sonst zu denken, wo der Chronist uns im allgemeinen sagt, daß sie ein großes Heer aufgebracht hätten (*congregato exercitu magno — cum exercitu magno — venerunt omnes cum exercitu magno cet.*).

Wenn die Deseler, nur um Beute zu machen, auszogen, war ihre Zahl geringer. 1217 kamen 1000 Deseler von ihren Besten nach Metsepole plündern. Auch 1220 auf dem Zuge nach Berwe, auf welchem sie nur zufällig mit den Deutschen zusammentrafen, haben wir ein kleines, aus einigen Tausenden bestehendes Heer zu denken. Da 500 — 600 Mann fielen, läßt sich nach den ungefähren Verhältniszahlen auf eine Masse von 2000 — 3000 schließen.

Wenn man diese Zahlen mit der oben angegebenen muthmaßlichen Population des Inselbezirks von Desel vergleicht, so muß man zugeben, daß der Krieg den Deselern eine gewohnte Sache, daß er ihnen zur Liebhaberei, ja zur zweiten Natur geworden.

5. Die Deseler auf ihren Kriegszügen.

Wenn es nöthig erschien, ein Heer ins Feld zu stellen, so wurden von dem Wannem (dem Ältesten) des Rihhelfonds Boten durch das Land geschickt, die das Heer aufbieten mußten. Die Ausführung dieses Befehls scheint mit außerordentlicher Pünktlichkeit erfolgt zu sein. Denn als im Jahre 1215 die Deseler einige deutsche Schiffe im neuen Hafen zu Desel (s. d. Anhang) gefangen hatten, „schickten sie in alle Theile Estlands (wohl nur der Strandwiel) und ließen ausbreiten, sie hätten den rigischen Bischof gefangen sammt seinem Heere. Und sie kamen alle mit einem großen Heere. Und ganz frühe als eben der Tag anbrach, erschien das ganze Meer uns gegenüber finster, voll von ihren Raubschiffen, und fechten wider uns den ganzen Tag (XIX, 5).“ Diese Erzählung kann ich nur so verstehen, daß innerhalb eines Tages und einer Nacht die ganze Zusammenberufung sich vollzogen habe. — Die Versammlung fand an einem zu diesem Zweck geeigneten und vorherbestimmten Orte statt. Ein solcher hieß nach des Chronisten Zeugniß Maja, s. u. a. XV, 7 und XXIII, 9, wo er erklärend hinzufügt, *id est congregatio* (Versammlungsplatz) ¹⁾.

¹⁾ Sonst heißt „Maia“ im Estnischen eine Sommerlaube, Hütte, Nachtlager, und hier ein Feldlager — bemerkt Arndt I, p. 95.

Bei Eröffnung des eigentlichen Feldzugs werden die Götter befragt, ob sie dem Unternehmen günstig sind oder nicht. „Als die Deseler und die andern Esten 1211 vor Treiden lagen, erzählt Hr. d. L. XV, 3, sandten sie Leute aus, das Land zu plündern, und sie steckten Dörfer und Kirchen in Brand, tödteten die Liven, die sie fingen, führten andere gefangen, nahmen viel Beute, trieben die Ochsen und Vieh und opferten ihren Göttern und suchten ihre Gunst. Aber das Fleisch zeigte, da es beim Zerbrechen auf die linke Seite fiel, Zorn der Götter an und lauter üble Vorbedeutung.“ — Beim Jahre 1220 erzählt Hr. d. L.: „Da die Deseler eben ein großes Heer gesammelt und durch das Loos ihre Götter befragt hatten, ob sie mit den Dänen in Reval streiten sollten oder einfallen in Ferwen? da war das Loos gefallen auf Ferwen.“ — Aus diesen beiden Fällen kann man schließen, daß sie vor jedem größeren, gemeinschaftlichen Unternehmen die Götter zu befragen pflegten ¹⁾.

Wenn man vom Sammelplatz aufbrach, setzte man sich, wie es scheint, in gedrängter Schaar, aber ohne sonderliche Ordnung in Bewegung, und einen solchen Heereszug der Esten nennt Hr. d. L. Maleva. Dieses Wort hat die mannigfachsten Erklärungen gefunden, von denen aber keine genügen will. Nach allem zu urtheilen bedeutet das Wort *custodia* im concreten Sinne von *custodes* (sc. finium). Bei den alten Esten war die Bedeutung des Wortes aber eine andere ²⁾.

¹⁾ Die Deseler mochten öfters die Erfahrung gemacht haben, daß ihre Götter nicht immer des Volkes Bestes wollten. Daher sie auch gegen den Willen derselben die Belagerung und den Sturm von Treiden ins Werk setzen. Im zweiten Falle führte der Wink der Götter die Deseler gerade den Deutschen in die Hände, mit denen sie gar nicht zu kämpfen beabsichtigt hatten. Sie unterlagen deshalb auch gänzlich.

²⁾ Gruber hat in seiner Note h ad annum 1214 geschrieben: „Wenn es Malina oder Malinea geschrieben wäre: so würde ich darunter eine schnelle über das Eis aufstrebende Fluth verstehen, der sie bei ihrem Zuge über das Eis hätten entgehen wollen. Es zeigens aber andre Stellen des Verfassers, daß malewa bei ihm ein großer Schwarm Feinde bedeutete. Siehe beim Jahre 1215 n. 2 und 1218 n. 7. Mir ist nicht bekannt, wovon und aus welcher Sprache das Wort herkomme. Bei den Esten bedeutet Wanlane einen Feind. Ob unser Verfasser dieses in sein Malewan verändert, getraue ich mich nicht auszumachen.“ (Arndt I, p. 121.) — Zur Erklärung des in Frage stehenden Wortes giebt Arndt II, pag. 103 folgenden Beitrag: „Ita se habent literarum ductus, ut Malwiam et Malewam legere possis. Quod vocabulum cum rarius occurrat, in tomo I ubi agmen militantium significat, haerebam dubius, qua ex lingua originem peterem. Feci periculum in estonica aequae ac lettica, quae tamen utraque me in scopulos deduxit, tantum

Wurde an einer Stelle haltgemacht, die man zur Basis einer Operation nehmen wollte, so richtete man eine Art von befestigtem Lager

abest, ut eunti in nominis *ἔρυμον* adspirasset. Nihil nunc longius pervestiganti obstat, quominus germanicae linguae vocem vindicem, postquam vernacula documenta me certiores fecerunt, Malvam tenere idem esse, quod fines praesidiis tueri. Sic occurrit in conventionem Aesthoniae nobilium per Harriam atque Vironiam cum Revalensibus 1346, feria 5 post Domin. Quasimod. „Idem statutum de civibus Revalensibus propter custodiam civitatis, quod Cives, quibus unci sunt oppignorati, nullo modo tenentur ad Malvam s. expeditionem faciendam, sed Aestones“ cet. Paulo infra: „Prout sui proprii Aestones in Malvam et in expeditionem sequentur.“ Adde Heiningium in Chronico p. 27. Der Bogt von Jerwen hat von Altings her die Malva in der Nera halten müssen. Item S. 13. Der Bogt von Rositen sollte in dem Hofe von Sezen mit mehr andern die Malve halten. Quae loca Paraphrasis Kelchiana p. 217 et p. 225 ita circumscibit, ut nostram sententiam de Malva tenenda egregie confirmet.“ — Das Wort malva bedeutet also custodia und custodes, milites. Der Sinn, den malewa bei Hr. d. L. hat, erhellt am besten aus dem Umstand, daß Gruber's und Arndt's Rigisches Manuscript IX, 3 „turba militantium“ haben, während das Reval'sche malewa liest. Sener lateinische Ausdruck ist offenbar eine Glosse zu dem estnischen Wort, die sich statt desselben in den Text eingedrängt hat. — Zugleich folgt aus den von Arndt beigebrachten Stellen, daß e in malewa jedenfalls kurz zu sprechen ist, da es dort ganz fortfallen konnte. — Nun aber sei es mir vergönnt, auch meine Vermuthung über die Etymologie dieses Wortes auszusprechen. Ich nehme an, daß das Wort zusammengesetzt ist aus ma und allew, so daß das substantivum compositum ma-allew oder ma-allewe, latinisirt ma-allow heißen müßte. Die Zusammensetzung wäre ganz analog und sinnverwandt dem „ma-lin.“ „Allew“ bedeutet nach Supel's Lexikon Vorstadt, Hafelwerk, Flecken, „ma-allow“ also Landes-Vorstadt oder Hafelwerk, wie „malin“ Landesburg. Da nun zwei Bauerberge (der Peudesche S. 43 und der Mohn'sche S. 36) den Namen von ganz nahe gelegenen Dörfern, oder diese Dörfer von den Bauerbergen den Namen führen, so kann man vermuthen, daß beide in einer Beziehung zu einander standen. Auch sehen wir bei Hr. d. L., daß in Mone Männer, Weiber und Kinder aus der dabeiliegenden Stadt (urbs) sich in das Schloß eingeschlossen hatten. Ebenso war es in Wolde. Diese vertheidigen die Burg. Warum gerade diese, da doch das Schloß die einzige Vertheidigungsanstalt für ganz Mohn war (s. S. 39)? Es will mir fast scheinen, daß die Männer dieser Burgstädte (ma-allow) irgendwie verpflichtet waren zur Vertheidigung des Schloffes. Dann bildete das „ma-allow“ wirklich die custodia castris, die Burgwache. Und in diesem Sinne wird der von Hr. d. L. erwähnte Ruf: „die Malewa kommt!“ zu verstehen gewesen sein. Wenn der Chronist und nach ihm noch andere Historiographen das Wort nicht mehr in der ursprünglichen, sondern in einer aus mangelhafter Kenntniß der estnischen Sprache herborgegangenen uneigentlichen Bedeutung gebrauchen, so kann das nicht auffallend sein. In der mehrmaligen Verbindung der Worte Malva tenenda mit expeditio facienda, wo beides zusammen die sämmtlichen Pflichten der Heeresfolge bezeichnen soll, deutet auch das letztere darauf hin, daß ersteres in dem erwähnten

her. Wenigstens erzählt Hr. d. L. an einer Stelle (XV, 3): „Da das (das Herannahen der Deutschen) die Heiden sahen und mit Schrecken erkannten, was ihnen bevorstand, liefen sie, ergriffen ihre Schilde, etliche eilten zu den Pferden, andere sprangen über den Zaun (sepem), sammelten sich auf einen Haufen“ *et. Sepes* bedeutet aber einen Holzzaun, ein Gehege, wie man sie um Saatfelder u. s. w. zieht. Demnach wird jenes Lager bei Treiden ein in der Art eingefriedigter Platz gewesen sein, daß Pallisaden von mäßiger Höhe ihn umgaben ¹⁾. Dieselben müssen nicht durchaus als in die Erde eingelassen gedacht werden, sondern sie konnten auch mit demselben Aufwand von Zeit und Mühe so befestigt werden, daß man einen mäßigen Graben zog und mit der daraus gewonnenen Erde um den unteren Theil der Pallisaden einen kleinen Wall aufwarf. Ob complicirtere Vertheidigungsmaßregeln getroffen waren, läßt sich aus der Erzählung unseres Berichterstatters nicht erkennen.

Nur wenn das Heer gegen einen gesammelten Feind wie das Christenheer zog, blieb die ganze Mannschaft in vereinigter Schaar beisammen. Waren die Deseler aber auf Beute ausgezogen, so vertheilte sich die ganze Menge alsbald über den heimzusuchenden Distrikt, verbrannte alle Wohnhäuser, Kirchen und sonstigen Gebäulichkeiten, schlug die Männer nieder, schleppte Weiber und Kinder in die Gefangenschaft, trieb das Vieh weg, verheerte die Felder und raubte alles, was ihr von Werth schien. Ein solcher Ueberfall scheint jedesmal so plötzlich und unvermuthet für die Betroffenen erfolgt zu sein, daß sich dieselben nicht einmal in die nächsten Wälder verkriechen konnten. Ebenso rasch verschwand die Landesplage wieder.

Stießen die Deseler im Kriege auf ein feindliches Heer, so stellten sie sich demselben kühn entgegen und eröffneten mit Ungestim den Kampf. An zwei Stellen beschreibt uns Hr. d. L. etwas ausführlicher die Kampfes-

Sinne aufzufassen ist. — Wie aus *ma-allewa Malwa* wurde, ist leicht so zu erklären, daß zuerst die beiden *a* zusammenschmolzen, und dann nach dem Ausfall des kurzen *e* nothwendig auch ein *l* wegfallen mußte. Vergleichen kann man noch „Pappiallewe“ Pfaffenvorstadt, den Namen des aus 7 Wirthshäusern und circa 12 Kostreiberhütten bestehenden Pastoratsdorfes in Wolde.

¹⁾ Ich glaube nicht daß hier unter *sepes* ein haltloser Zaun zu denken ist, der nur den Zweck hatte, die Pferde (denn es war ein Cavallerielager) und das erbeutete Vieh zusammenzuhalten. Nichteten die Heiden einen Zaun auf, so werden sie ihn gewiß auch so hergestellt haben, daß er einigen Schutz bot.

art der Deseler (XV, 3 und XXIII, 9) ¹⁾. An der ersteren kämpfen vorzugsweise Deseler, neben ihnen aber auch Esten vom Festlande; im zweiten Falle aber sind es nur Deseler, die sich plötzlich einem christlichen Heere gegenüber sehen. In beiden Affairen beginnen die Deseler den Streit. Sie rennen mit großem Geschrei, das sie durch Anschlagen der Schilde noch verstärken, auf den Feind los, welchen sie aus entsprechender Entfernung, wo sie Halt machen, mit einem Hagel von Lanzen überschütten. Nachdem die Deutschen, die sich mit ihren Schilden möglichst deckten, diesen Angriff mit ruhiger Gelassenheit ausgehalten hatten, kam es zum Handgemenge, in welchem die Deseler, da ihre ungestüme Kraft und ihre Waffen vergeudet waren, um so rascher überwunden wurden, je weniger ihre Bewaffnung sich mit der der Deutschen messen konnte. Dies war einer der bedeutendsten Fehler in der Kriegsführung der Deseler und einer der wichtigsten Gründe, weshalb sie stets den Deutschen und ihren Hilfstruppen unterlagen, daß sie sich von vornherein eines großen Theils ihrer Waffen beraubten, ohne dem Feinde einigermaßen erheblichen Schaden zuzufügen.

Gelangten die Deseler auf dem Marsche vor eine feindliche Feste, so trafen sie alsbald Anstalten zu einer planmäßigen Belagerung. Eine solche war diejenige, welche 1211 das Treiden'sche Schloß zu bestehen hatte. Auf der Maseite lagerte die Schiffsmannschaft, auf der andern Seite war die Reiterei mit dem Fußvolk verschanzt. „Sie bekämpften“, sagt Hr. d. L. XV, 3, die Vertheidiger des Schlosses, bauten Holz auf einander und untergruben den Schloßberg“. Das Holz wurde zusammengebracht, damit die verschiedenen Vorkehrungen zur energischen Belagerung getroffen werden konnten. Es wurden daraus Berhaue gemacht, um die Arbeitenden gegen die Geschosse der Feinde zu decken, und Sturmdächer erbaut. Unter dem Schutze solcher Vorkehrungen fingen sie an, den Berg, worauf das Schloß stand zu unterwühlen, um es auf diese Weise zum Einsturz und die Vertheidiger zur Uebergabe zu bringen. Ob die Deseler bei solchen Arbeiten sich besonderer Instrumente bedienten, erwähnt der Chronist nicht ausdrücklich; es läßt sich aber annehmen, da

¹⁾ Ich setze beide Stellen in der Sprache des Originals hierher. XXIII, 9: *Clamantes voce magna clypeosque tangentes accesserunt ad nos: — Videntesque paucitatem nostrorum currebant, mittentes in eos lanceas suas. — XV, 3: Clamoribus suis aërem turbant, in multitudine magna Christianis occurrunt, lanceas super eos, tamquam imbres mittunt cet.*

sie, wenn sie in ihren Kämpfen mit den Deutschen eine Maschine kennen gelernt, dieselbe so rasch wie möglich nachzubilden suchten. XXVI, 4 erzählt Hr. d. L., daß die Deseler nach Zerstörung des Dänenschlosses die andern Esten aufforderten, desgleichen zu thun, „leicht könne die Burg der Dänen erobert werden. Und sie lehrten sie Maschinen und Peterellen aufrichten und die übrigen Kriegsgeräthe.“ Hier ist doch wohl an Sturmigel und Schweine cet. zu denken, da es sich zunächst um die Belagerung eines Schlosses handelt. — Besonders gern bedienten sie sich des Feuers zur Zerstörung der Burgen. So erzählt Ruffow unter dem Jahre 1208: „Alse nu de Køninc (Johann von Schweden) vth Dyfflandt wechgetagen was, do hebben de Deselers vnde de Wyck'schen datfüluige Huß wedderumme mit aller macht beleget, vnde mit Vüer beengestiget“ (Russ. p. 13; ebenso Dionys. Fabricius p. 446). Und Hr. d. L., der diese Begebenheit richtig in das Jahr 1220 setzt, erzählt: „Sie belagerten diese Schweden, stritten mit ihnen und legten Feuer an ihr Schloß“ (XXIV, 3). Dadurch zwangen sie dieselben zu einem Ausfall, bei dem sie alle sammt ihrem Bischof erschlagen wurden. Und im Jahre 1221 umlagerten die Deseler die Dänen in Reval, stritten mit ihnen vierzehn Tage und legten viele Feuer an (XXIV, 7). Es läßt sich aber mit Gewißheit behaupten, daß diese Feuer durch gewisse Vorkehrungen an die feindlichen Werke geschleudert wurden, entweder in Form von Brandpfeilen, oder von mit Brennstoffen versehenen Wurfspeeren, oder mit Schleudermaschinen, welche die Deseler in unvollkommener Art nach des Chronisten Zeugniß schon im Jahre 1215 gebrauchten.

6. Die Schlösser oder Bauerberge der Deseler.

a. Das Schloß Alone auf Alohn.

Schon im Jahre 1216 kamen die Deutschen auf ihrem Zuge gegen die Deseler zu einem Schlosse, das sie für die zum Plündern abziehenden Schaaren zum Wiederversammlungsplatz bestimmten. Setzt man ein sachgemäßes Verfahren dabei voraus, so kann man nicht anders als annehmen, daß sie nicht ein Schloß mitten auf Desel, welches sie, da sie eben erst das Inselgebiet zu betreten im Begriff waren, noch gar nicht kennen konnten, sondern dasjenige zum Wiedervereinigungspunkt festsetzten, welches sie vorfanden, als sie ankamen, und bei welchem sie sich zum Plündern von einander trennten. Das erste Schloß (castrum) aber,

welches man auf der Reise vom Festlande nach Desel antrifft, ist der Bauerberg auf Mohn, das castrum Mone Hrs. d. L. Dieser Chronist erwähnt zwar der Insel Mohn nirgends, auch da nicht, wo er weitläufig vom Schlosse Mone spricht; dieser Umstand schwächt aber eben so wenig meine Behauptung, als er der Ansicht Luce's an Wahrscheinlichkeit entziehen könnte, wenn dieselbe in sich richtig wäre. Ich zweifle nämlich keinen Augenblick daran, daß sowohl im Jahre 1216 als auch im Jahre 1227 die Deutschen vom Festlande her südlich bei Mohn vorbei und in den kleinen Sund gezogen kamen ¹⁾. Dann hatten sie gleichzeitig zur

¹⁾ Beim Jahre 1216 heißt es: (XIX, 9): „Castrum ipsum expugnare non attentantes cum omni rapina et captivis reversi sunt per viam suam in glacie.“ Reversi sunt bedeutet hier: sie machten sich auf den Rückweg; die wirklich erfolgte Heimkehr wird durch das weiter unten stehende rediorunt ausgedrückt. Nach dieser Darstellung Hrs. d. L. muß man doch wohl annehmen, daß das Heer beim Ausbruch vom castrum in die Heimat alsbald auf das Eis getreten sei. Auf dem Eise gelangten sie zum Festlande, folglich haben sie die Insel Mohn nicht überschritten. Weil unser Berichterstatter sie nicht erwähnt, hat man schließen wollen, daß sie damals gar nicht existirt habe, und erst im vierzehnten Jahrhundert durch eine Wasserflut von Desel losgerissen worden sei. Allein schon in Urkunden aus der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts wird die insula Mone erwähnt, folglich existirte sie doch wohl auch zu Hrs. d. L. Lebzeiten. Er hat von ihr aber gar nicht gesprochen, weil er sie für einen Theil jenes Ländergebietes ansah, den man unter dem vielumfassenden Ausdruck Ostia zusammenfaßte. Dieser Zug um Mohn herum, der manchem allzukühn und deshalb unwahrscheinlich vorkommen dürfte, wurde deswegen so ausgeführt, weil der Marsch auf dem Eise bequemer war. Hr. d. L. sagt XXX, 3: „Es wird die Decke des Abgrundes fest, und die Wasser werden hart wie Steine, und wird Eis, und der Weg ist besser (melior) auf dem Wasser als auf dem Lande.“ Und nun folgt die pathetische Schilderung jenes Zuges übers Eis, auf dessen Ausföhrung die Christen offenbar selbst nicht wenig stolz waren. Es mußte also etwas Größeres gewesen sein als ein bloßer Uebergang über den großen Sund. Wenn wir den Zug selbst näher ins Auge fassen, so dürfte es sich damit ungefähr so verhalten. Das Heer versammelte sich am Embach (also ungefähr in der Gegend von Walk) und zog in neun Tagen durch Saccala und Metjepole übers Eis nach Desel südlich bei Mohn vorbei. Die Entfernung zwischen der böhmischen Küste in der Gegend von Keßler und Neuenhof und dem Gute Tamba im Habsal'schen Kreise dürfte in direkter Linie kaum mehr als dreißig Werst betragen, so daß der eigentliche Uebergang über die See in einem Tage bewerkstelligt werden konnte. Die übrige Strecke werden die Rigischen wohl die Küste Ostlands entlang zurückgelegt haben. Diese meine Auffassung des von Hr. d. L. beschriebenen Feldzugs wird nicht zu kühn erscheinen, wenn man vergleicht, was der Chronist (XXII, 9) von dem Zuge in die Kival'sche Landschaft erzählt. Den Rückweg nahmen die Deutschen, Eiben und Letten damals auf dem Eise „zehn Tage lang“. Sie marschirten ungefähr von der Nord-Westspitze Ostlands an bis herunter zur Sals.

Rechten das Schloß Mone auf Mohn und zur Linken die Stelle der ösel'schen Klüfte, auf welcher nach Luce das Schloß Mone stand.

Dieser Behauptung Luce's nun trete ich deshalb entgegen, weil die von demselben beschriebene Localität zu Hr's. d. L. Darstellung durchaus nicht paßt. Luce nennt S. 20 seines Schulprogramms vom Jahre 1811: „Das Schloß Mone auf Desel“ die Anhöhe, worauf das castrum gestanden haben soll „steil“ und schreibt S. 18: „Torni-maeggi lag also ehemals hart am Sunde, und machte, nach hiesiger Art zu reden, einen Berg, oder doch eine merklich steile Anhöhe aus.“ Er hätte schreiben müssen: Torni-maeggi macht eine Anhöhe aus. Diese ist aber von solcher Ausdehnung und so allmählicher Senkung, daß man von ihr durchaus nicht verstehen kann, was Hr. d. L. berichtet. XXX, 4 heißt es: „Jene rufen ein Stück Holz, diese Jesum an, zu dessen Namens Ehre sie tapfer hinaufklimmen und bis zur Höhe des Walles gelangen; aber sie werden gar tapfer von jenen zurückgeschlagen. Der zuerst hinaufstieg, ward durch viele Lanzenwürfe und Steine gar arg gedrängt; dennoch erhielt ihn Gott allein unter so vielen knirschenden Feinden unverletzt. Denn als er hinaufstieg, ward er alsbald von einem feindlichen Haufen zurückgedrängt, und so oft er wieder hinaufstieg, drängten ihn die Feinde zurück, bis endlich selbiger Deutsche mit seinem langen Schwerte die feindlichen Lanzen wegstieß und von einem Engel Gottes gehoben ganz oben auf die Umwallung gelangte, die über den Köpfen der Feinde war.“ Gott schickte ihm noch einen zweiten und dritten zur Hilfe. „Der dritte aber ward leider zurückgedrängt und stürzte von der Höhe herunter“). — — Andere Deutsche kamen nach und stiegen muthig hinauf, um den ersten zu Hilfe zu kommen. Obgleich sie von den wüthenden Feinden tapfer zurückgetrieben wurden, und mehrere von ihnen Wunden erhielten und andere fielen, so erreichten sie doch zuletzt im Vertrauen auf den Herrn die Höhe der Befestigung, indem sie mit großer Mühe die Menge der Feinde zurückstießen. Es war aber das Aufklettern gar gefahrvoll und beschwerlich, weil der Berg hoch war und gefroren, und die steinerne Mauer über dem Berge wie Glatteis, so daß sie nirgends festen Fuß fassen konnten u. s. w. Wer dieses aufmerksam gelesen und den Tornimäggi unter Neuenhof gesehen hat, kann unmöglich das Schloß Mone auf diesen verlegen wollen. Es brauchte keine Engel und Wunder,

1) Dieses ist an der Stelle bei Neuenhof factisch eine Unmöglichkeit.

um diese Anhöhe selbst bei Glatteis ersteigen zu können. Hier hätte das ganze Heer auf einmal stürmen können. Wenn aber Luce S. 19 schreibt: „Es war eine natürliche Anhöhe, worauf die Festung stand, die damals vielleicht noch merklich höher war, da sie durch das nachmalige Beackern natürlich an Höhe verlor“ — so kann ich mich nie davon überzeugen, daß das Pflügen nach ösel'scher Sitte aus einem steilen Wall eine breitgestreckte flache Anhöhe herzustellen im Stande ist. Wäre dies aber auch in einer vor Luce's Leben liegenden Zeit geschehen, so hätte dasselbe kräftige Pflügen auch die bei Luce S. 19 erwähnten eichenen Stämme längst früher zu Tage fördern und beseitigen müssen. Es scheint aber vielmehr, daß, weil erst Luce's Gewährsmann dieselben aufgepflügt hat, man bis dahin mit dem Pfluge nicht allzu tief gegangen sei ¹⁾.

Hr. d. L. spricht aber gar nicht von einem Berge oder einer Anhöhe, sondern von einem vallum. Freilich gebraucht er in einem Satze das Wort mons; allein nach allem, was er in seiner Erzählung vorausgeschickt hat, kann er hier unter mons nur eben jenes vallum verstanden wissen wollen.

Schon dieser Widerspruch, in welchem die natürliche Beschaffenheit der von Luce aufgefundenen Localität und die geschichtliche Ueberlieferung sich befinden, nöthigt, die Behauptung Luce's aufzugeben. Daß aber das Schloß Mone bei Hr. d. L. der Bauerberg auf Mohn sei, wird zur vollen Gewißheit, wenn wir die Ausdrucksweise Dittlieb's von Alupeke ins Auge fassen ²⁾. Derselbe erzählt v. 1660:

Er (Graf von Arnstein) brachte stolze Gäste dar
vor das Haus zu Moone so,
deß wurden die Deseler unfroh ...

Hier ist Moone nicht das Schloß selbst, sondern die Gegend, das Land, die Insel, wo das Schloß (Haus) sich befand.

¹⁾ Die von Luce gefundenen Antiquitäten können allenfalls ein Schlachtfeld, müssen aber nicht Mone beweisen. — Obgleich Hr. d. L. nirgends ausdrücklich Mone liege oder ähnliches sagt, so hat Luce doch von vornherein angenommen, Mone liege auf Desel, und für diese Hypothese nun Beweisgründe aufgesucht.

²⁾ Meyer hat in seiner Ausgabe in einer Note angedeutet, daß hier vom Reimchronisten auch ein späterer Zug nach Desel als der vom Jahre 1227 gemeint sein könne. Da Dittlieb von Alupeke aber weiterhin dieselbe Begebenheit erzählt, wie Hr. d. L. sub 1227, daß nämlich nur einer dem Berberben entronnen sei, und auch die freiwillige Unterwerfung von ganz Desel berichtet, so ist es außer Zweifel, daß beide Autoren von demselben Heereszuge sprechen.

Da sich aber auf Mohn Spuren eines andern heidnischen Befestigungswerkes nicht auffinden lassen, so muß der Bauerberg das castrum Mone sein. — Hiärne schreibt p. 144: „Sie gingen in 20000 stark mit einer beschwerlichen Reise zu Roß und zu Fuß nach Mohn, woselbst die Heyden eine Festung hatten, davon noch heutiges Tages die Rudera, dergleichen man jetzt Baur-Bürge nennt, südwärts gegen Desel bey einem Dorff Linnus zu finden.“

Hiermit glaube ich es nicht nur wahrscheinlich, sondern gewiß gemacht zu haben, daß Mone auf Mohn und zwar in dem dortigen Bauerberge zu suchen ist. Es wird nunmehr nöthig sein, daß der Mohn'sche Bauerberg in seiner jetzigen Gestalt beschrieben werde, um ihn dann nach der Schilderung Hr's. d. L., so gut es sich thun läßt, in der Phantasie auszubauen.

Der Finnuße malin, wie die Esten nach dem dabeiliegenden Dorfe Finnuße den Mohn'schen Bauerberg nennen, liegt c. 2 Werst vom kleinen Sunde entfernt, eben so weit als der Tornimäggi auf der andern Seite. Wie dort, so wird auch hier der Boden sich gehoben haben ¹⁾, so daß in alter Zeit das Mohn'sche Schloß am Wasser lag. Die Kammlänge des Walles beträgt 838 Fuß; seine Höhe 23 F.; die Kammbreite mag c. 6 F. betragen haben. Die äußere recht steile Böschung = 46 ½ F., während die innere nur = 25 F. Es liegt also der Boden des inneren Raumes bedeutend höher als die äußere Umgebung. Der Wall, der aus einer Anhäufung von Steinen, und zwar fast nur aus Feldsteinen besteht, über welchen eine an manchen Stellen recht starke Erdschichte liegt, umschließt hier einen ganz kreisrunden Raum, dessen Durchmesser von Osten nach Westen 190 Fuß mißt, während der von Norden nach Süden gehende = 192 Fuß. Fast ganz in der Mitte des Burgraumes befindet sich der Brunnen, der trotz der totalen Verschüttung durch Steine an seiner Oberfläche ein natürliches Wasserbecken von 12 Fuß Durchmesser darstellt. Dasselbe ist angefüllt mit dem schönsten Quellwasser, klar, kalt und wohlschmeckend. Bei aufmerksamer Beobachtung läßt sich das Arbeiten der Quelle wahrnehmen.

¹⁾ Die Thatsache der Bodenerhebung steht fest. Luce in Wahrheit und Muthmaßung schreibt S. 19: „Ich habe aus Reffen Inseln, aus Inseln Halbinseln werden, aus Sümpfen trockenes Land, aus unzugänglichen Morästen Heuschläge werden, habe mehrere Werst Land der Insel zuwachsen, nackte Seeufer sich begrasen, und zu Heuschlägen sogar, sich umwandeln (besonders bey Lode und Naswa) gesehen.“ Alte Landwirthe, deren Güter an den ösel'schen Küsten liegen, bestätigen diese Behauptung vollkommen.

Am Fuße des Walles im Innern liegen ringsumher aufeinandergehäuften Steine, die, wie ich vermuthete, die von Hr. d. L. erwähnte Mauer auf dem Walle bilden halfen und später herunterfielen oder herabgestürzt wurden. (Vergl. den Woldischen Bauerberg S. 47.) Der eine Ausgang liegt gegen Süd-Westen, der andere gegen Nord-Osten. Bei dem letzteren ist der Wall auf der rechten Seite des Thores (von innen gesehen) auf eine Strecke von 36 Fuß hin um 3—4 Fuß niedriger als an allen andern Punkten. Vielleicht ist hier eine ähnliche Vorkehrung zur Vertheidigung des Thores gewesen, wie sie beim Kergel-Mustel'schen Bauerberge zu denken ist (s. unten S. 54). Besonders merkwürdig sind die viereckigen gemauerten Löcher zu beiden Seiten des südwestlichen Thores. Von allen ist das südlichste am besten erhalten. Wer nun der Ansicht ist, daß Hr. d. L. zu viel gesagt, wenn er von einem *murus* der Deseler spricht, der befehle sich die Genauigkeit, mit welcher hier nicht nur die Steine aufeinander gesetzt, sondern auch die Wände im rechten Winkel mit einander verbunden sind. Freilich fehlt der Mörtel; aber wie sollte der Chronist eine solche Arbeit denn anders nennen als Mauer? — Die Löcher liegen in der halben Höhe des Walles und vertheilen sich so, daß die beiden besterhaltenen auf der linken Seite des Thores 12 Fuß von einander entfernt liegen, während das dritte rechts vom Eingange ist. In einer ähnlichen Entfernung von diesem sieht man ein halbverschüttetes Loch, welches ehemals dieselbe Gestalt wie die andern gehabt haben mag. Bei den gut erhaltenen stehen die Wände 6—7 Fuß von einander ab. Die ursprüngliche Tiefe ist nicht mehr zu erkennen, da der Boden stark überschüttet und verwachsen ist. Die jetzige Tiefe ist c. 4 Fuß. Die Bestimmung dieser Vorrichtungen läßt sich nur vermuthen. Wahrscheinlich standen hier zu beiden Seiten des gegen die See gelehrten Haupteinganges zum Schutze desselben Holzthürme, die ihre Festigkeit und Stütze in diesen Vertiefungen fanden. — Noch ist zu bemerken, daß allem Anscheine nach das Schloß mit einem 36 Fuß breiten Graben umgeben war. Hr. d. L. kann desselben nicht erwähnen, da derselbe am 3. Februar zugefroren war und der Eroberung daher keine Schwierigkeiten bot. Spuren von Gräben finden sich, wie wir sehen werden, bei fast allen Bauerbergen. Der des Mohr'schen Schlosses konnte seine Wasser leicht aus der See erhalten. Jetzt ist er verschüttet und bildet rings um den Bauerberg herum einen mit Gerste und Flachs bestandenen Ring, dessen äußere Grenze eine zerstörte Steineinfriedigung bezeichnet. Auch diese konnte eine von den

Vertheidigern aufgeführte Schutzwehr sein, wiewohl sich darüber mit Sicherheit nichts festsetzen läßt.

Wenn wir nun die eben beschriebene Ruine des Schlosses Mone nach Hr's. d. L. Beschreibung uns im Geiste vervollständigen, so haben wir uns vor allem auf dem Walle des Bauerberges eine Mauer zu denken, die über Manneshöhe emporragte, denn der Chronist nennt sie *suprema munitio, quae super hostium capita fuerat*. Wall und Mauer waren damals durch eine Vergünstigung der Natur mit Glatteis ganz bedeckt (*eongelatus*), „da Südwinde mit Regen sie übergossen hatten und Frost gefolgt war.“ Auf dem Walle vor der Mauer scheint nur ein schmaler Raum gewesen zu sein, da hier ein eigentlicher Kampf gar nicht stattfindet. Die Mauer aber muß oben soviel Raum geboten haben, daß zwei Männer sich gegeneinander stellen konnten. Im Innern der Festung stand eine Vertheidigungsanstalt aus Holz. Hr. d. L. erzählt, daß die Deutschen von ihrem Thurme „ihre Geschosse, Spieße und Lanzen auf die Deseler auf den Werken werfen. Heraus werfen jene Steine und Spieße über diese.“ Hieraus folgt, daß die Heiden von innen und von einem erhöhten Standpunkte aus warfen. — Weiter fährt unser Berichterstatter fort: „Der Streit ward hart mit dem frühen Morgen, so daß sie schon mit einem krummen Eisen oder eisernen Haken die Befestigung einrissen und die größten Holzstücke herauszogen, durch welche die Befestigung gehalten ward, so daß schon ein Theil der Befestigung zu Boden sank.“ Ob diese Befestigung (*munitio*) ein einzelner Thurm oder ein großes thurmartiges Gebäude war, das an der inneren Seite des Walles hinkam und mit der Mauer auf dem Walle in Verbindung stand, so daß man von dieser in das Gebäude gelangen konnte, ist aus der Darstellung des Chronisten nicht zu entnehmen. Daß viel Holzwerk gewesen, glaube ich aus dem Ausdruck: „Feuer verzehrt der Deseler Burg“ schließen zu müssen. Zu diesen verbrannten Holzbauten werden wir auch die *domicilia castr* im inneren Raum zu rechnen haben. Da nach der Angabe des Dittlieb von Alpeke (v. 1666 f.) in Mone 2500 Männer, Weiber und Kinder erschlagen wurden, müssen diese Behausungen ziemlich viel Raum geboten haben. Sie waren ringsum an dem Walle aufgebaut und schlossen jedenfalls einen Hofraum ein, in dessen Mitte der Brunnen sich befand, und auf welchen die beiden Thorwege mündeten.

Unter der *urbs* Hr's. d. L. wird man die *domicilia castr* verstehen

verstehen wollen. Aber es ist kaum einzusehen, wie 2500 Menschen, Pferde und Vieh anderer Gattung in dem Burgraum Platz fanden. Dieser Umstand dürfte vielleicht die Vermuthung rechtfertigen, daß in der Nähe des Schlosses eine Stadt gelegen, von welcher sich vielleicht die Spuren noch in dem Namen des Dorfes Vinnusse finden. Dieselbe hätten dann die Deutschen geplündert und gleichfalls verbrannt (Hr. d. L. XXX, 4).

b. Pende.

Der Peudische Bauerberg, von den Esten nach dem dabeiliegenden Dorfe Rahhuts Rahhutsi-lin genannt, liegt c. 5 Werst vom kleinen Sunde entfernt. Er bildet ein Oval, dessen Wall durch zwei Thore gegen Süd-West und gegen Nord-Ost in zwei nicht ganz gleiche Bogenhälften getheilt wird, von denen der nordwestliche 384 Fuß, der südöstliche 426 Fuß lang ist. Die Kammlänge des ganzen Werkes, die Breite der Thore mit eingerechnet, beträgt 932 Fuß. Bei einer Kammhöhe von c. 33 Fuß und einer durchschnittlichen Kammbreite von 6 Fuß beläuft sich die äußere Böschung auf c. 77, die innere auf c. 58 Fuß. Die Bodenfläche des inneren Raumes liegt auch hier um ein Viertel der Wallhöhe ungefähr höher als die Umgebung des Bauerberges. Nach außen fallen die Wände des Walles außerordentlich steil ab. Der Wall ist so construirt, daß Steine, zum größten Theile Bruchsteine, mit großen Quantitäten schöner Erde aufeinander gehäuft sind.

Der ganze Umfang des mit Rasen bewachsenen und sehr gut erhaltenen Ringes beträgt an seinem äußeren Fuß 520 Schritte (der Schritt ist zu $2\frac{1}{2}$ Fuß zu rechnen). Die Thore haben ungefähr die halbe Höhe des Walles, und am südöstlichen glaube ich noch die Auffahrt von außen zu demselben erkannt zu haben. Fast in der Mitte des innern Raumes ist eine mit Steinen gefüllte Senkung im Boden bemerkbar. Es ist der verschüttete Brunnen, von dessen Steinfassung nichts mehr zu erkennen war. Der längere Durchmesser des inneren Raumes von Nord-Osten nach Süd-Westen = 288 Fuß, der kürzere von Süd-Osten nach Nord-Westen = 168 Fuß.

Der Peudische Bauerberg ist an einer Stelle angelegt, die durch ihre natürliche Beschaffenheit den Vertheidigern Vortheile gegen die Angreifenden gewährte. Von Süd-Osten nach Norden zieht sich ein Morast, der ziemlich viel Wasser hat, zuerst in einer Entfernung von c. 300 und gegen Westen von c. 400 Schritten hin, während er sich weiterhin gerade gegen

Norden erstreckt und sich vom Bauerberge mehr entfernt. Bezüglich dieses Bauerberges hat sich, wie die dort wohnenden Esten selbst sagen, von Vater auf Sohn die Nachricht vererbt, daß ihre Väter in dieser Schanze, für welche sie auch den Namen „linna-wail“ kennen, unter einem „Söwännem“ Weiber und Kinder, die sie gleich beim Beginn des Kampfes dahin gebracht, beschützt hätten, wenn sie in offenem Felde sich zu halten nicht mehr im Stande gewesen wären. Sie sei zunächst gegen feindliche Wannems erbaut worden, als noch keine „faksad“ (Deutschen) im Lande waren.

Hier muß einiges über ein andres Werk gesagt werden, welches im Rihhelfond Peude, und zwar am kleinen Sunde liegt — ich meine den vielfach erwähnten Tornimäggi unter Neuenhof. Wir haben gesehen, daß auf ihm das Schloß Mone nicht stand; jetzt wollen wir zu ermitteln suchen, was er eigentlich gewesen. Der Name zeigt uns zu deutlich, daß auf dem Rücken der Anhöhe ein Thurm gestanden, der als Wartthurm die Einwohner der Umgegend alsbald von auffallenden Vorgängen in Kenntniß setzen sollte. Dieses halte ich für seine eigentliche Bestimmung ¹⁾. Es liegt aber außerordentlich nahe, einen solchen Bau, der so leicht zu einem Vertheidigungswerk erweitert werden konnte, zu einem solchen auszubauen. Demnach würde ein massiv und stark gebauter hölzerner Thurm sich auf Tornimäggi erhoben haben. „Wahrscheinlich, sagt Luce in der Schrift: Das Schloß Mone auf Desel S. 19, hatte dieser Thurm noch einige Außenwerke, denn der alte Bauer, den ich bey meiner Anwesenheit auf Tornimäggi sprach, erzählte mir, daß er als Knabe auf dem Acker am Thurmberge gepflügt, und oft senkrecht stehende dicke verfaulte eichene Stämme ausgepflügt habe, die ziemlich dicht bei einander, und wie er mir zeigte, rund um den Berg herum, ohngefähr in der Mitte desselben gestanden hätten. Meiner Vermuthung nach waren dies Pallisaden, deren Rest, nach abgebranntem Schlosse, noch in der Erde blieben.“ Leicht konnte noch ein Graben, der keinem Befestigungswerke der alten Deseler gefehlt zu haben scheint, die Vorderseite des Hügels umgeben und so dem Ganzen noch mehr Sicherheit gewähren. Als Wartthurm beherrschte der Aufbau bei der Ebenheit des allerseits umgebenden Terrains weithin die Gegend, selbst vorausgesetzt, daß er nur von mäßiger Höhe gewesen sei. Als Bollwerk aber war er im Stande, der nebenbeiliegenden Hafenstadt für den ersten

¹⁾ Vergl. was beim Woldischen Bauerberg S. 46 gesagt ist.

feindlichen Anlauf einigen Schutz zu gewähren. Ich sage Hafenstadt, weil nach der Aussage Luce's ihm damals eine Anhöhe als Linnamäggi (Stadtberg) bezeichnet wurde. Es muß also eine Stadt daselbst gewesen sein. Auf wiederholtes Fragen an Ort und Stelle erklärten mir Leute, ein Linnamäggi sei nicht vorhanden, wohl aber ein Sillamäggi (Hafenbrückenberg), und bezeichneten als solchen denjenigen Hügel, auf welchem jetzt der russische Kirchhof angelegt ist. Wahrscheinlich verhält sich die Sache so. Da Luce's Angaben bezüglich des Linnamäggi zu bestimmt sind, so muß wohl eine Stadt daselbst gewesen sein und das bestätigen auch die Traditionen der Esten; den Namen der betreffenden Stelle aber hat die jetzige Generation verloren. Am Sillamäggi war die Brücke, die ins Wasser führte, um den Schiffen eine bequemere Landungsstätte zu bieten, denn, wie die Leute erzählen, pflegten vor Alters die Schiffe hier anzulegen. — Im Falle einer größeren Gefahr zogen sich die Bewohner der Stadt in den sechs Werst entfernten Bauerberg zurück.

Wo blieb nun aber der Wendische Bauerberg, als die Deutschen siegreich von Mone nach Wolde zogen? Lag er vielleicht damals noch in Waldungen versteckt? Die Deutschen hätten wissenschaftlich doch sicher nicht einen Feind in ihrem Rücken gelassen.

c. Harris.

Am wenigsten bekannt ist der sehr zerstörte Bauerberg bei dem Dorfe Purza in Harris. Auf einem von großem Morast rings umgebenen Höhenzuge liegen an dem westlichen Ende des Plateaus, welches dieser mächtig hohe aber sehr lange Hügel bildet, dicht am Rande des Morastes die Trümmer eines Bauerberges. Unmittelbar bei dem dort vorüberführenden Wege erheben sich hohe und steile Sandhügel in größerer Anzahl und in sehr unregelmäßiger Gruppierung. Der Este nennt dieselben Kooljamäggi. Es sind Hügel, die wenigstens zum Theil ihre Entstehung der Menschenhand verdanken, denn sie enthalten zahlreiche menschliche Gebeine, welche den von Burch. v. Drehlewen 1345 erschlagenen Esten angehören. Steigt man über diese Hügel hinweg, so gelangt man an einen Wall, der dem Anscheine nach ganz aus Steinen erbaut ist. Neben diesem längeren Walle liegt noch ein kürzerer, dessen ehemaliger Zusammenhang mit dem längeren sich dem Auge aber nicht mehr zu erkennen giebt. Zunächst liegen beim größeren Walle flach über den Sand des Waldes auf eine Strecke von c. 135 Fuß hin Steine auseinander geworfen;

daran reiht sich der c. 15 Fuß hohe und c. 275 Fuß lange Wall, der mit einer geringen Biegung nach rechts, vom Wege aus gesehen, sich zum Morast huzieht. Die auseinandergeworfenen Steine, die vor dem erhaltenen Walle liegen, zeigen deutlich an, daß hier der zerstörte Theil desselben sich nach rechts zog, um die Verbindung mit dem kleinen Walle herzustellen. Am äußersten Rande nach rechts schwillt diese Steinstreunung wieder etwas an, ungefähr bis zur Höhe von zwei Fuß. Verfolgt man aber diese Streusteine nach dem kleinen Walle hin, so kommt man in paralleler Richtung mit dem großen an eine c. 100 Fuß lange Stelle, wo sich auch nicht eine Spur von Steinen entdecken läßt; von hier ab geht dann in einer Höhe von c. 12 Fuß und in einer Länge von c. 140 Fuß der kleinere Wall nach dem Morast, jedoch so, daß zwischen beiden noch eine 30 Fuß lange Strecke sich befindet, wo gleichfalls die Steine flach zerstreut sind. Da die Entfernung der Wälle von einander c. 80 Fuß beträgt, die Länge des Festungswerkes aber viel bedeutender als die Breite ist, so ergiebt sich als die ursprüngliche Gestalt des Bauerberges ein langgestrecktes Oval. Die Kammbreite ist bei dem größeren Theile = 6—8 Fuß, bei dem kleineren aber sehr unbedeutend. Die Böschung ist sowohl nach innen als nach außen jetzt wenig steil. Hinsichtlich der Construction ist zu bemerken, daß auf natürliche Sandhügel Steine aufgeführt und die Lücken wahrscheinlich mit demselben Material (Sand und Steine) ausgefüllt worden sind. Die Steine sind theils Feld-, theils Bruchsteine.

Sehr gut ist die Lage des Werkes gewählt. Auf der Westseite stößt der Morast unmittelbar daran, auf der Nordseite zeigt der Graswuchs deutlich das ehemals vorhandene Wasser an in einer Ausdehnung von ungefähr 100 Fuß Breite. Auf der Ost- und Südseite liegen dicht bei einander die 20—25 Fuß hohen steilen Sandhügel.

d. Wolde.

Der Woldische Bauerberg, den die Esten *Waljala* mahn nennen, liegt eine Werst südlich vom Pastorat Wolde. Das Terrain ist hier von ganz eigenthümlicher Art. Eine große Anzahl von Hügeln liegt umher, welche alle mehr oder weniger Plateaus bilden, die c. 3—8 Fuß über der unmittelbaren Umgebung der Hügel liegen. Diese ist Morast. Zwischen solchen Hügeln liegt der Bauerberg, das Schloß *Walidia* Hr's. d. L., ein unregelmäßiges Oval, dessen Basis einer von den eben erwähnten Hügeln zu sein scheint. Der Längsdurchmesser der inneren Fläche = c. 215 Fuß,

der der Breite = c. 140 Fuß. Diese Dimensionen werden ursprünglich etwas bedeutender gewesen sein, da nach innen große Steinmassen herabgestürzt sind. Von außen erscheint der Wall wie die meisten andern mit einer Nasendecke überzogen, während im Innern die Steinmassen frei und los sich aufeinander häufen. Dieses scheint mir daher zu rühren, daß auf dem c. 10 Fuß breiten Kamm des Walles am inneren Rande eine Brustwehr aus Stein gestanden* (dasselbe, was Hr. d. L. an dem Moneischen Schlosse murus nennt), welche nach Eroberung des Castells zerstört und vom Walle über dessen grabbewachsene Böschung nach innen hinabgeworfen wurde. Und in der That zeigte sich beim Nachgraben unter einer starken Lage ohne jede Verbindung lose auf einander liegender Steine eine bedeutende Schicht schöner Erde, welche mit Wurzeln durchzogen war. Unter dieser lagen dann die den eigentlichen Wall bildenden Steine. Außerdem gewinnt meine Behauptung, daß der Woldische Bauerberg am inneren Wallrande eine steinerne Brustwehr gehabt habe¹⁾, auch durch den Umstand noch an Wahrscheinlichkeit, daß sich nirgends, wie sonst öfters, Spuren von Holzkohlen, etwa von Pallisaden herrührend, vorfanden. Die Höhe des Walles = 20 Fuß, die Länge des Kammes = c. 900 Fuß.

An der Ostseite des Walles zeigte mir ein Bauer eine Stelle, wo früher, vor ungefähr zwanzig Jahren Leute Steine gruben, um sie wegzubringen. Als sie ungefähr anderthalb Faden tief gegraben hatten, d. h. zur halben Höhe des Walles, von oben gerechnet, gekommen waren, stießen sie auf zwei senkrecht stehende Balken, die nach der Basis des Walles liefen und zwei Fuß weit von einander standen. Diese halbverfaulten Balken erschienen den Bauern als Thürpfosten und sie bezeichnen dieselben noch heute als solche. Eine Thüre führt aber immer zu einem Raume, und daraus scheint mir die Erzählung der Woldischen Leute entsprungen zu sein, die da behauptet, der Bauerberg habe in seinem Walle Gewölbe. Auch früher schon, vor meiner Untersuchung habe ich mit Bestimmtheit dies versichern hören, bezweifle aber die Richtigkeit des Sachverhalts so lange, bis klare Beweise vorliegen. Weil ich aber zu einiger Gewißheit gelangen wollte, ließ ich an einem Punkte graben. Nachdem eine drei Fuß dicke Lage ganz trockner Steine weggeräumt war, kamen plötzlich ganz nasse und mit einem gelben Anfluge überzogene Steine zum Vor-

¹⁾ Diese meine Meinung finde ich auch bestätigt bei Luce in Wahrheit und Muthmaßung S. 39.

schein. Mit dieser Feuchtigkeit war Kälte verbunden, und der Arbeiter behauptete sogar, eine Luftströmung zu verspüren. Es wurde weiter gegraben, allein die Steine waren immer gleich lose auf einander geworfen und ließen keine Spur einer festeren Verbindung erkennen, ohne welche ein Gewölbe doch nicht gedacht werden kann. In ihrem Glauben an einen im Innern verborgenen Raum mag die Leute besonders der Umstand bestärken, daß zwischen den Steinen, die hier vielfach Bruchsteine sind, mit ziemlich und oft ganz ebenen Flächen, sich zahlreiche Lücken gebildet haben, in welche die aufgeführte Erde nicht eindringen konnte, weil die Steine mit ihren Flächen sich auf einander legten und die Zwischenräume verschlossen. Oft stellt sich dem Auge an der Oberfläche des Walles eine derartige Oeffnung dar, durch welche man den Eingang zu einem Gewölbe finden zu können glaubt. Von dem Irrthum dieser Vermuthung überzeugt jeder angestellte Versuch. Zu voller Gewißheit in dieser Frage kann man nur durch eine gründliche, sehr mühsame Untersuchung gelangen, welche anzustellen mir unmöglich war.

An der Südwestseite scheint das Thor gewesen zu sein. Dasselbst läßt sich von außen eine Auffahrt erkennen, die zu einer Lücke in dem Walle führt. An dieser Stelle sind ungeheure Steinmassen lose zusammen und über einander geworfen: ich vermthe, daß hier zur Befestigung des Thores eine fortifikatorische Vorkehrung getroffen war zum Schutze für den Eingang, ähnlich der beim Kergel-Mustel'schen Bauerberg (siehe S. 55), nur daß hier als Material der Stein verwandt ist ¹⁾.

Die innere Bodenfläche bietet gar keine Unebenheiten dar. An der Nordseite des Walles liegt ziemlich dicht bei demselben der Brunnen, dessen Durchmesser 5 Fuß beträgt. Er ist sehr gut erhalten, aber mit Steinen verschüttet. Die Einfassung besteht aus verschiedenen, zum Theil sehr großen Steinen, die sorgfältig auf einander gelegt sind. — Daß der Wall von einem wenigstens 35 Fuß breiten Graben umgeben war, lehrt noch jetzt der Augenschein.

Lassen wir nun vom Walle aus unsern Blick über die Umgegend schweifen, und suchen wir nach einem Punkt, der eine Localität dar stelle, wie die ungefähr sein mußte, welche Heinrich der Letzte, wo er von urbs und castrum Waldia unterm Jahre 1227 spricht, einigermaßen andeutet:

¹⁾ Zum Zeitvertreib haben Hüterjungen aus den umherliegenden Steinen auf der einen Seite des Eingangs sehr geschickt zwei kleine, runde Thürme bis zur Brusthöhe an den Wall angebaut.

so scheint es, als ob man vollständig darauf verzichten müsse, etwas Näheres darüber festzustellen. Oben ist schon gesagt worden, daß in der nächsten Umgebung des beschriebenen Bauerbergs verschiedene durch Morast getrennte Hügel liegen (s. Taf. I: Waldia). Der größte davon liegt nördlich vom Festungswalle und zieht sich über denselben nach Osten hinaus. Die Entfernung beider von einander beträgt 200—300 Schritte. Diesen Hügel bezeichnen die Esten noch heutzutage mit dem Namen Linnamäggi. Seine Länge mag c. 500 Schritte betragen, seine Breite = 80 Schritte. Auf seiner langgestreckten Nordseite deckt ihn ein Sumpf, der früher jedenfalls tiefer, vielleicht ein kleiner Landsee war. Das östliche Ende des Hügels ist gedeckt durch einen kleineren Hügel, der sich gegen Süd-Ost hinzieht. Die Leute nennen ihn Tuggi-mäggi (Festungsturmberg; tuggi bedeutet eigentlich Stütze). Er ist ungefähr eine Viertelwerst vom Bauerberge entfernt. Denselben Namen führt ein eine halbe Werst gegen Süd-West vom Bauerberge gelegener Hügel, auf dem jetzt ein Kostreibergesüde steht. Es ist kaum nöthig zu sagen, daß man sich auf dem Linnamäggi die urbs Hr's. d. L. zu denken hat ¹⁾, von welcher derselbe sagt: „Est Waldia fortior urbs inter alias urbes Osilianorum.“ Bei der mäßigen Ausdehnung des Hügels aber würde diese Stadt sehr klein gewesen sein. Ich vermüthe deshalb, daß auch auf einigen andern Hügeln die Waldianer ihre Häuser gehabt haben, so auf den Hügeln westlich und südlich vom Bauerberg, und daß nur der größte von ihnen den Namen behalten hat. Ueberblicken wir jetzt noch einmal das Ganze ²⁾, so müssen wir zugestehen, daß Waldia eine ganz gute Position gewesen sein muß. In der Mitte liegt als Citadelle das castrum umgeben von einem Graben; ringsumher die Hügel mit den Häusern der Stadt, von denen wahrscheinlich jeder einzelne einigermaßen befestigt gewesen sein wird, wie man schon daraus schließen darf, daß die Defeler zum Anlegen ihrer Städte von Natur geschützte und leicht zu befestigende Orte wählten. Die beiden Seiten gegen Süd-West und Nord-Ost sind gedeckt durch die Tuggimäggi,

¹⁾ Bei Mone konnte man noch annehmen, daß die Wohnstätten der Menschen in der Burg selbst sich befanden. Wie sollte das aber bei dem sehr beschränkten Raume des Waldischen Schlosses daselbst ebenfalls möglich gewesen sein? Dieser Umstand ist ein zwingender Grund, die urbs vor das castrum zu legen. War es hier so, so wird es bei Mone und den übrigen Schlössern ebenso gewesen sein. Ich nehme nicht an, daß Hr. d. L. in der Beschreibung der Monischen und Waldischen Vorgänge urbs und castrum in demselben Sinne gebraucht habe.

²⁾ Siehe Tab. I.

die gleichsam dem Ganzen die Stützen geben. Zudem zieht sich in einiger Entfernung auf der Westseite ein kleiner Fluß hin, dessen Wasservorrath durch Anstauung verstärkt werden konnte.

Von den Häusern und sonstigen Baulichkeiten, die alle aus Holz aufgeführt waren, ist heute freilich keine Spur mehr zu finden. Aber das ist das Schicksal mehrerer ösel'scher Städte. Wo ist z. B. Recker geblieben?

Bier und eine halbe Werst südöstlich von der Woldischen Kirche liegt ein lang und breitgestreckter Hügel, dessen Rücken ungefähr zwölf Fuß über der morastischen Umgebung liegen mag; auch dieser heißt Linnamäggi. An der Ostseite sind auf demselben starke Granitblöcke in einer 80 Schritte langen Linie aneinandergereiht. Auf dem Plateau hinter dieser Linie lassen sich sehr leicht quergesetzte Reihen von kleineren Steinen erkennen, die offenbar dazu bestimmt waren, als Unterlage ein Gefäß zu tragen. Ueberhaupt liegen hier mehr Steine bei einander als es auf der den Linnamäggi umgebenden Viehweide der Fall ist. Die feuchte Umgebung beweist, daß der Hügel vor Jahrhunderten durch Wasser Schutz erhalten hat. Eine halbe Werst nördlich von dieser Stelle, welche den Namen Linnamäggi führt, tritt auf der Fortsetzung des Hügel ein etwas höherer Punkt hervor, und diesen nennen die Bauern Tornimäggi. Hier stand also ein Thurm, welcher der danebenliegenden Stadt Schutz bieten konnte. Derselbe wird aus Holz aufgeführt und mit einem Steinwall oder Steinzaun umgeben gewesen sein ¹⁾. Er war aber auch ein Vorwerk für den Waljalla malin und diente zugleich als Wartthurm, denn durch seine Lage (c. 6 Werst von der See gegen Süden und ebensoweit von der Peudischen Grenze gegen Osten entfernt) mußte er die Möglichkeit bieten, feindliche Einfälle alsbald wahrzunehmen. Und dieses scheint mir die eigentliche Bestimmung des Thurmes auf dem Tornimäggi sowohl hier als hinter Neuenhof am kleinen Sunde gewesen zu sein.

e. Karmel.

Dieses verschanzte Lager wird von Dittlieb von Ansepe in seiner Darstellung der Schlacht von Karmel immer nur Hag genannt (v. 6196—6248). Auch in Ruffow's Chronik (S. 20) wird dieses Bauerberges

¹⁾ Ein Müller, der sich auf Tornimäggi seine Mühle gebaut, fand beim Legen des Fundaments einen Halsring aus Bronze, wovon eine Hälfte in der Sammlung des Vereins zur Kunde Desel's liegt, und eine ganz zersplitterte und zerbröckelte Streitart von Eisen.

(vielleicht nach Dittlieb) auch unter dem Namen Hag gedacht; es heißt daselbst: „Middeler wyle, alse de Meister mit den Littouwern gekryget hefft, sint de Desel'schen von den Christen wedder affgefallen, Desülwigen hefft de Meister von wegen des affvalles bekryget erer gantz vele vor e inem Hagen tho Karmel neddergelecht, vnde se also wedderümme thom gehorsame gebracht.“ — Hag bedeutet ein Gehege, eine Einfriedigung und wird von den Chronisten damaliger Zeit gebraucht zur Bezeichnung eines besonders aus Holz hergerichteten Befestigungswerks. So erwähnt Voigt in seiner preußischen Geschichte Bd. I, pag. 644, daß der Chronist Henneberger von „dem starken Hagen von großen Bäumen und Ricken“ der Samländer spreche. — Heinrich der Letzte beschreibt einen Hagen in der Gegend von Dorpat und sagt: „In nemore densissimo pagani inadiginem quandam fecerant, et arbores magnas circumquaque succiderant, ut veniente exercitu, se et bona sua sibi salvarent.“ Und als die Liven Gersike befestigten, bauten sie einen Hag; Nyenstedt erzählt davon: „Umb den Berg her haben sie mit starken Stackitten eine große Weyde vor ihre Pferde und Vieh bezäunet, daß sie damit ihr Hab und Vieh beschützen möchten“ (cap. IX, pag. 20). Daßelbe erzählt deutlicher eine alte Nachricht in Mittheil. Bd. I, Heft 3, S. 421: „se hebben starke stackette umb de borch gehat nedden dem berge, dar de gerseke borch up getymert wass, in welek stackett se ere perde und ve van der borch hebben beschuttet, wen se uth den velde sin up de borch gedrunge.“

Da nun Ruffow sowohl als Dittlieb von Anpese das befestigte Werk der Deseler zu Karmel „Hag“ nennen, so müssen wir, obgleich der Augenschein lehrt, daß wir es mit einem Steinwall zu thun haben, doch auch an hölzerne Sicherheitsvorkehrungen denken. Dieselben bestanden in Pallisaden, welche auf dem Walle in einer Tiefe von c. 6 Fuß vom Kamme desselben gerechnet aufgestellt waren. Die Gewißheit einer solchen Pallisadenmauer ergibt sich aus in der angegebenen Tiefe in der äußeren Böschung zahlreich gefundenen Holzkohlen, welche von Baumstücken herühren müssen, die wenigstens einen halben Fuß im Durchmesser hatten.

Dieser Pallisadenzaun stand auf einem Walle, der den Anblick eines Schießbogens darbietet. Der mächtigere Theil desselben hat die Gestalt eines Hufeisens, während der andere Theil in gerader Linie von Osten nach Westen als Sehne die beiden Enden des Bogens verbindet, ohne jedoch dieselben unmittelbar zu berühren. Die hierdurch entstehenden

Lücken, kaum so breit, daß ein schmales Fuhrwerk hindurch kommen konnte, bildeten offenbar die Zugänge zu dem Waffenplatz. Die beiden Enden der Sehne fallen viel allmählicher ab als die des Bogens und ragen über jene hinaus.

Was die Dimensionen dieses Werkes betrifft, so ergab meine Messung, welche den ursprünglichen Verhältnissen natürlich nur approximativ entsprechende Zahlen liefern kann, folgende Resultate: Höhe des Hufeisens = 15 Fuß, äußere Böschung = 45 Fuß, innere Böschung = 33 Fuß, Breite des Rammes = c. 10 Fuß. Daraus ergibt sich eine Basis von c. 82 Fuß. Die Länge des Bogens = 682 Fuß. Der Querdamm an der Nordseite ist weniger stark, wahrscheinlich weil von dieser Seite wegen des morastischen Bodens ein Angriff weniger zu befürchten war. Seine Höhe = 10 Fuß, äußere Böschung = 45 Fuß, innere Böschung = 39 Fuß, Breite des Rammes = c. 6 Fuß. Daraus ergibt sich eine Basis von c. 82 Fuß. Die Länge des Walles beträgt 480 Fuß. Dieses Werk umschließt in seinem Innern einen Flächenraum, dessen größerer Durchmesser 270 und dessen kleinerer 176 Fuß lang ist. In der Mitte dieses, man kann fast sagen mit einem Steinpflaster, über welches sich etwas Sand gelegt hat, versehenen Raumes, befand sich ein Brunnen, der, obgleich mit Erde und Steinen angefüllt, doch noch jetzt erkennbar ist. Bei einer angestellten Nachgrabung wurde ein Theil der Steineinfassung desselben bloßgelegt. Der Durchmesser des Brunnens = 4 Fuß. Durch dieselbe Nachgrabung wurde auch die Construction der Wälle festgestellt. Dieselben bestehen aus übereinandergethürmten Feld- und Bruchsteinen in solcher Anordnung, daß die mächtigeren nach der Basis, die leichteren nach dem Ramme des Walles hin liegen. Als Bindemittels bedienten sich die Erbauer anstatt des Mörtels gewöhnlicher Erde, die zwischen die Steine geworfen ist und denselben mehr Halt, den Kämpfenden aber die Möglichkeit gab, sicherer zu gehen und zu stehen.

Treten wir durch den östlichen Eingang aus der Umwallung heraus, so sehen wir in einer Entfernung von c. 25 Schritten vom Bauerberg ein 10—15 Fuß breites Flüsschen (die Esten nennen es Linnasfojöggi, d. h. Fluß des Sumpfes der Stadt oder Burg) in raschem Laufe vorbeieilen. Allem Anscheine nach war dasselbe vor Zeiten einmal reißender und breiter und tiefer, denn es mußte wohl, wie wir sogleich sehen werden, einen bedeutenden Wasservorrath mit sich führen. Wenn man sich nämlich auf dem Ramme des Walles nach der allernächsten Umgebung des Werkes

umfließt, so gewahrt man deutlich um den Bauerberg herum eine Reihe von morastigen Stellen, die jetzt nicht mehr zusammenhängen, ehemals aber den Festungsgraben bildeten, welcher von dem Flüsschen mit Wasser versehen wurde. Daß Dittlieb von Anpfe des Grabens nicht erwähnt, hat seinen Grund darin, daß derselbe (die Expedition fand im Winter statt) zugefroren war und also keine Schwierigkeiten bieten konnte. Zur vollen Gewißheit in dieser Sache gelangte ich bald darauf durch den Einblick in eine Urkunde ¹⁾, welche in Copie im Karmel'schen Kirchenarchiv aufbewahrt wird. Dieselbe ist im Jahre 1407 vom ösel'schen Bischof ausgestellt und schreibt vor, „dat die fischerie die dar is by dem olden borgwalle by der kercken tho Carmell, horet dem kerckheren tho Carmell alleine, Unde nemand dorinne recht heft tho fischende, wen die kerckhern alleine.“ Dieser Graben muß eine entsprechende Tiefe und Breite gehabt haben, wie er auch an einigen Stellen unmittelbar die Basis des Walles berührt zu haben scheint. Wo er am südöstlichen Winkel mit dem Flüsschen zusammenstieß, war, wie sich aus der Terrainbeschaffenheit fast mit Gewißheit folgern läßt, ein Wasserbehälter angebracht, der sich vom Graben zurück nach dem Walle hinzieht und mit einer Erderhöhung umgeben ist. Dieselbe ist wahrscheinlich aufgeschüttet worden, um den Wasser schöpfenden Menschen oder den zur Tränke geführten Thieren einigen Schutz zu geben. Die durch das Ausstechen des Grabens gewonnene Erde wird wohl die zwischen die Steine des Walles gelegte sein.

Da das eigentliche Schlachtfeld von Karmel, nach den Funden von Waffenüberresten u. s. w. zu urtheilen, zwischen dem Dorfe Uddoser, dem Gute Karmelhof und dem Bauerberge liegt, so wurden die Deseiler im zweiten Gefecht (nach Dittl. v. Anp.) in den Bauerberg über das Flüsschen zurückgedrängt. Im Winter konnte dasselbe nicht störend für den Rückzug werden; um für Kämpfe in guter Jahreszeit Unglück zu verhüten, war ein Uebergang über den Kinnassoojöggi hergerichtet. In schräger Richtung nämlich von dem östlichen Eingange des Bauerberges findet man an einer Stelle zu beiden Seiten des Flüsschens direkt einander gegenüber große Steine in regelmäßiger Ordnung so ins Wasser geführt, daß zwischen den beiderseitigen Steindämmen, welche c. 8 Fuß breit sind, eine Entfernung von ungefähr 10 Fuß bleibt. Diese Dämme waren ehemals wegen der größeren Breite des Flusses zu beiden Seiten

¹⁾ Vollständig aber sehr nachlässig ist diese Urkunde abgedruckt in Bughövden's Beiträgen zur Geschichte der Provinz Desele S. 7.

mit Wasser mehr umgeben als jetzt, weshalb sie auch eine Strecke weit ins Land hineinliefen. Darauf ruhte offenbar eine Brücke von Holz, die den Vortheil bot, daß man sie rasch abbrechen konnte, und doch so viel Raum gewährte, daß auch ein Fahrzeug dieselbe bequem passiren konnte. Es will mir sogar scheinen, daß die Deseler zur Deckung eines etwaigen Rückzuges und zum Schutze ihrer Brücke eine Art Vorwerk oder Brückenkopf errichtet hatten. Nahe bei der Brücke nämlich befinden sich zwei Sandhügel, die zwei nach dem Flüsschen divergirende, nach der entgegengesetzten Seite hin convergirende Linien darstellen. Sie nähern sich in einem sehr spitzen Winkel einander so weit, daß nur ein schmaler Durchgang bleibt. Erweisen läßt sich freilich nicht, daß diese regelmäßigen Sandwellen von Menschenhand herrühren und in strategischer Beziehung zu dem Hauptwerke standen, allein diese Vermuthung wird einem sorgfältigen Beobachter so nahe gelegt, daß er wohl schwerlich die beschriebenen Sandanhäufungen für natürliche Erderhöhungen halten wird.

Außer der Bezeichnung Karma malin kennen die Deseler speziell für den Karmel'schen Bauerberg auch noch den Namen linnapä (Citadelle), woraus sich folgern läßt, daß eine Stadt beim Bauerberg angebaut war.

f. Kergel-Minstel.

Im Kergel'schen Kirchenbuche steht eine vor hundert Jahren niedergeschriebene Notiz: „Ein Bauerberg oder Schanze liegt eine Meile von der Kirchen und heißt Leolin, Verchen Stadt, welche in den heydnischen Zeiten angelegt seyn soll.“ Bei Luce S. 40 heißt es: „den Kergel'schen Bauerberg nennt der Este: Lihho linna mäggi (den Berg von Lihho lin), weil, wie es scheint, in dieser, der geräumigsten Schanze, ein Haus oder Schloß gestanden hat. Von diesem Bauerberg allein ist noch die Sage übrig: daß derselbe wegen der Einbrüche der Dagden'schen Esten erbauet sei.“ — In andern Büchern, die der Bauerberge erwähnen, ist dieses Denkmal der Vorzeit gar nicht aufgeführt, offenbar weil es im Walde versteckt und an einer nur selten befahrenen Straße liegt, wo es auch deshalb weniger ins Auge fällt, weil das ganze Terrain hügelig ist.

Was nun zunächst den Namen betrifft, so ist auf Grund eingezogener Erkundigungen festzustellen, daß Lihholin der richtige ist. Leolin ist eine aus Bequemlichkeit im Sprechen verdorbene Form für das erstere. Dieselbe Benennung hat auch die Mellin'sche Karte (Lihhulin).

Dieser Bauerberg ist der größte unter den öfel'schen. Er bildet ein

unregelmäßiges Oval, dessen eine lange Seite nach Westen einen gerad gestreckten Wall bildet. Auf dieser Seite ist die Höhe am unbedeutendsten; am höchsten und am unregelmäßigsten ist er gegen Süden. Gegen Osten fällt er sehr steil gegen außen hin ab. Die Südseite und ein kleiner zunächst daraustößender Theil der Ost- und Westseite ist mit Nadelholz bestanden, während sonst der Wall frei und mit einer Rasendecke überzogen ist. Dieses hat seinen Grund darin, daß den Erbauern ein natürlicher Vorbau sich darbot, bestehend in einer c. 30 Fuß hohen Düne, welche den südlichen Bogen des Bauerberges darstellt. Um eine möglichst gleichmäßige Höhe und Oberfläche herbeizuführen, wurde Material aufgetragen, so daß an einer Stelle z. B. Sand, Moorerde und wieder Sand schichtenweise miteinander wechseln. In dieser Erde wurzeln die Bäume. Derselbe Sandhügel ist dann künstlich zum Ringe ausgebaut worden durch Aufeinanderhäufung von Bruch- und namentlich Feldsteinen. Auch auf der Düne scheint der Sand so mit Steinen belegt gewesen zu sein, daß er dem Fuße der Vertheidiger einen sicheren Standort gewährte.

Die Länge des ganzen Kammes beträgt c. 1575 Fuß, die Höhe c. 25—30 Fuß ¹⁾. Mit Ausnahme der Westseite ist der Wall gut erhalten. Dort befindet sich fast in der Mitte eine Einfahrt in das Innere des Walles, an einer Stelle, wo derselbe nur die Hälfte seiner sonstigen Höhe erreicht. Da an keinem andern Punkte ein so deutliches Merkmal eines Einganges sich findet, ein solcher aber gewesen sein muß, so muß hier das Thor gestanden haben. Diese Annahme findet eine Bestätigung in einer daselbst gemachten Entdeckung. Auf der einen Seite des Thores in einer um mehrere Fuß höheren Lage wurden zwei fußdicke Streckbalken (*pari*), welche in einer Entfernung von c. 10 Fuß parallel neben einander herliefen, in halbverkohltem Zustand ausgegraben. Dieselben bildeten offenbar einen Theil der Basis von einem Vertheidigungswerk, das den Angriff auf das Thor kräftiger abzuschlagen ermöglichen sollte ²⁾. Auch wurden an dieser Stelle früher menschliche Gebeine gefunden. — Auf der andern Seite des Thores, nach Norden, steigt der Wall sogleich zur vollen Höhe des Kammes empor. Auf der linken Seite des Thores also stand

¹⁾ Da das Terrain zu genauen Messungen sehr ungünstig war, so mußte eine ungefähre mit Schritten vorgenommen werden.

²⁾ Interessant war es zu sehen, wie ein Ende dieser Balken, das vom Feuer kaum berührt war, unverkennbar die Spuren der Bearbeitung mit einer Säge zeigte, deren Gebrauch demnach den Erbauern bekannt gewesen sein muß.

eine thurmartige Vertheidigungsanstalt, von welcher aus die Besatzung die das Thor angreifenden Feinde unter sich zu bekämpfen hatte. Die Abwehr mußte aber auch von der Seite stattfinden, da durch ein verschlossenes oder verrammeltes Thor eine Vertheidigung nicht möglich ist. — Weiterhin beweisen die auf dem ganzen westlichen Ramm gefundenen Holzkohlen, ebenso wie die dort liegenden Steinstücke, welche deutlich die Spuren gewaltiger Erhitzung an sich tragen, daß hier einmal eine Zerstörung durch Feuer stattgefunden, d. h. daß auf dem Ramm des Walles eine hölzerne Brustwehr oder ein Pallisadenzaun gestanden.

Wendet man sich dem vom Walle umschlossenen, inneren Raume zu, so findet man ein sehr unebnes Terrain, dessen größerer Durchmesser = c. 525, und dessen kleinerer = c. 350 Fuß beträgt. Im allgemeinen liegt der Boden des inneren Raumes ungefähr um ein Drittel der Wallhöhe höher als die ganze nächste Umgebung des Bauerberges. Das nordöstliche Ende des Bodens erscheint als Hügel, der aus Steinen zusammengetragen ist und leitet beim ersten Anblick zu der Idee hin, daß hier ein Gebäude aufgeführt gewesen sei ¹⁾. Ein greiser Este nun, der unmittelbar bei dem Bauerberge wohnt, bestätigte, was vorher schon ein jüngerer Mann erzählt hatte, daß er selbst gesehen habe, daß diese scheinbar planlose Steinanhäufung in ihrem Inneren Gewölbe berge, welche früher Oeffnungen gehabt, allmählich aber sich verschüttet hätten und so verschwunden wären. Hoffentlich wird es recht bald gelingen, durch gründlichere Nachgrabungen, als sie bei dieser ersten Untersuchung stattfinden konnten, darzuthun, welcher Art dieser gewölbte Unterbau ist, und was für Schlüsse aus seiner Beschaffenheit sich hinsichtlich des auf demselben ehemals ruhenden Gebäudes ziehen lassen. Vorläufig läßt sich nur vermuthen, daß ein thurmartiges Gebäude, ähnlich dem des Monischen Schlosses darauf geruht habe.

Auf der Seite zwischen Osten und Süden bezeichnete der alte Este eine Stelle als den Ort, wo vor Zeiten der Brunnen sich befand. Er wollte sich noch sehr gut erinnern können, daß der Brunnenschacht anderthalb Faden tief und so mit Wasser gefüllt gewesen sei, daß man mit Gefäßen dasselbe daraus habe schöpfen können. Die Brunneneinfassung besteht nach der Aussage dieses Augenzeugen aus auf einandergesetzten Feldsteinen. Vor nicht langer Zeit wurde derselbe bei der Urbarmachung des tiefergelegenen Bodens des Festungsraumes ganz zugeschüttet.

¹⁾ Vergl. was Luce in der oben S. 48 angeführten Stelle äußert.

Von einem das Ganze umgebenden Graben habe ich keine Spuren gefunden. Es zieht sich aber auf der West- und Nordseite ein Bach um den Bauerberg, der durch einfache Vorkehrungen für den gegen die am leichtesten angreifbare Westseite heranrückenden Feind ein größeres Hinderniß werden konnte. Außerdem liegen auf zwei Seiten Moräste, und es könnte leicht sein, daß die Schanze ganz von solchen umgeben war, da der Flugsand im Kergel'schen Kirchspiel große Bodenveränderungen hervor gebracht hat ¹⁾.

Was Luce hinsichtlich des Zweckes dieses großen Werkes sagt, bestätigte der öfters genannte Gewährsmann. Wahrscheinlich stammt Luce's Nachricht aus derselben Quelle. Er nennt es eine Sage, daß dies Bollwerk „wegen der Einbrüche der Dagdenschen Esten erbauet sey.“ Diese Sage aber kann sehr leicht rein geschichtlicher Natur sein, und haben wir sie dafür zu halten, so ist dadurch zugleich festgestellt, daß die Erbauung dieses Bauerberges in die heidnische Zeit fällt; denn nach der christlichen Invasión konnten solche Raubzüge nicht mehr stattfinden. Gewiß werden die Esten auch gegen den von außen eindringenden Feind als Stammesgenossen einig und gemeinschaftlich aufgetreten sein, und sich selbst nicht mehr befehdet haben. Für die Echtheit jener Ueberlieferung kann man freilich keine Beweise beibringen. Dafür spricht höchstens die Lage des Bauerberges; denn gegen die Einfälle der Dagdener schützten sich die Deseler am leichtesten und besten, wenn sie das Vertheidigungswerk möglichst ferne von der Küste anlegten.

Man könnte fragen: Warum hat Mustel, welches mit seinem ganzen Gebiet vor Kergel liegt, keinen solchen Bauerberg gegen die Dagden'schen Seeräuber errichtet? warum Kergel, welches nirgends die See berührt? Dagegen ist anzuführen, daß Mustel erst viel später als selbstständiges Kirchspielsgebiet von Kielkond abgetheilt worden ist. Weiter aber behauptet die Ueberlieferung bei den Esten, daß der fragliche Bauerberg von den Leuten der Mustel'schen und Kergel'schen Gegend gemeinschaftlich gebaut worden und beider Eigenthum gewesen sei. Da nun zur Zeit der Aufführung des Werkes weder ein Kihhelfond Kergel noch ein Mustel existirte (die alten

¹⁾ Das Kergel'sche Kirchenbuch hat folgende Notiz: „1700 hat das ganze Kirchspiel bestanden in 89 $\frac{1}{2}$ Haaken. Nach der Contagion hat ein fliehender Streusand, der im Winter und Sommer viele Ländereien an Viehweyde, Heuschläge und Acker schon über 11 Haaken Landes und noch verderbet, vielen Schaden angerichtet, und die alte Haakenzahl sehr vermindert.“

heidnischen Rihhelskonde sind unten S. 60 aufgezählt), und die Gebietsgrenzen überhaupt oft verrückt worden sein mögen, so werden wir am sichersten verfahren, wenn wir annehmen, daß diejenigen Deseler, die ungefähr das heutige Kergel und Mustel bewohnten, die Gründer des in Rede stehenden Festungswerkes gewesen sind.

g. Kielkond.

Ungefähr sechs Werst vom Seeufer entfernt erhebt sich zwischen der Kielkond'schen Kirche und dem Gute Piddul auf sandigem Boden der Kielkond'sche Bauerberg. Er ist in ähnlicher Weise wie der Kergel-Mustel'sche so construirt, daß natürliche Sandhügel benützt sind, um aus ihnen den Wall herzustellen. In dem jetzt stark zerstörten Festungswerk erstrecken sich zwei parallel laufende Wälle von Osten nach Westen, welche an den Enden nur schwach durch einen viel niedrigeren einen Bogen darstellenden Damm verbunden sind. Der nördliche Damm ist c. 250, der südliche ist 435 Fuß lang. Der Längsdurchmesser des ganzen Werkes = c. 450 Fuß, während die mittlere Entfernung der beiden Wälle von einander nur c. 50 Fuß beträgt. Die beiden Wälle, an ihren Endpunkten durch gerade Linien verbunden gedacht, bilden kein Rechteck, sondern ein Paralleltrapez. Die Wälle stellen an den Enden c. 30 Fuß hohe Spitzen dar, die durchaus aus Sand bestehen und nur oben der größeren Festigkeit wegen und besonders an den Ausläufern der Hügel mit Steinen stark belegt sind. Der östliche Verbindungsdamm ist bei einer durchschnittlichen Höhe von 6 Fuß 210 Fuß, der westliche bei einer ungefähren Höhe von 10 Fuß 110 Fuß lang. Sie sind beide künstlich construirt und waren ehemals gewiß höher. Nach der heutigen Gestalt des Bauerberges zu urtheilen, dürfte der Eingang an der östlichen Seite gewesen sein. Die innere Bodenfläche liegt auch hier über dem das Ganze umgebenden Terrain. Sie mag wohl vor alten Zeiten etwas bedeutender gewesen sein, da der leicht ausweichende Sand die Verschüttung des Inneren und die Zerstörung der Außenseite jedenfalls sehr gefördert hat. Von einem Brunnen ist hier keine Spur mehr zu erblicken; der Sand hat ihn ganz zugedeckt. Die Zerstörung des Werkes wird noch jetzt sehr bedeutend dadurch fortgeführt, daß die Bauern die Bruchsteine, welche bei weitem zahlreicher sind als die Feldsteine, zusammensuchen und gelegentlich fortschaffen.

Was die Umgebung dieses Bauerberges betrifft, so ist es ganz

zweifellos, daß derselbe mitten in einem ausgedehnten Morast angelegt ist, wenngleich die umherliegenden Sandmassen dem zuwidersprechen scheinen. Da aber in diesem Sande eine Art Schilfgras wächst, und rings um den Bauerberg eine Kette von sumpftartigen Wasserlachen sich hinzieht und auf der Nordseite ein deutliches Bruchstück eines Grabens, der mit Wasser gefüllt und mit jungem Laubholz bewachsen ist, während auf und bei dem Bauerberg Nadelholz steht, in mäßiger Entfernung dem Auge sich zeigt: so muß man annehmen, daß auch diese Vertheidigungsanstalt der Esten mit einem Graben oder wenigstens von tieferem Sumpfe unmittelbar umgeben war.

Die Kielkond'schen Bauern nennen dieses Festungswerk schlechtweg *mašin*.

h. Die Strandburg.

Es findet sich in Büchern mehrfach die Notiz, daß das bischöfliche Schloß in Arensburg auf einem Bauerberge stehe. Zuletzt wurde diese Behauptung gedruckt in dem von der kais. geographischen Gesellschaft in St. Petersburg herausgegebenen geographisch-statistischen Lexicon sub voc. *Аренбургъ*. Von wem diese Ansicht ausgegangen, und worauf ihr Urheber dieselbe basire, ist mir unbekannt. Vor einiger Zeit nun kam mir ein Manuscript ungefähr aus dem Ende des vorigen Jahrhunderts (ich vermuthe von Luce abgefaßt) zur Hand, worin der Autor sich höchst lustig macht über das Bestreben, den Namen Arensburg von der estnischen Benennung *ääre-lin* herzuleiten. Mag dieser etymologische Versuch unglücklich zu nennen sein oder nicht, so geht doch aus dieser Notiz mit Gewißheit soviel hervor, daß der jetzt verschollene Name *ääre-lin* noch vor etwa hundert Jahren hin und wieder gehört worden ist. Da nun bei den Esten das bischöfliche Schloß *linna-pä* und Arensburg selbst *suur lin* heißt, so muß *ääre-lin* etwas anderes bezeichnet haben.

Wenn früher die Ueberlieferung von der Existenz eines Bauerberges an der bezeichneten Stelle vorhanden war, so wird man gewiß eben so wenig für den verschwundenen Bauerberg nachträglich einen Namen ausgedacht haben, als umgekehrt der Benennung *ääre-lin* zu Liebe die Hypothese von der ehemaligen Existenz einer Estenburg erfunden sein wird.

Ich hoffte durch eine Nachgrabung bei dem Arensburg'schen Schlosse der Wahrheit näher zu kommen; als ich mir aber zu diesem Zwecke das Terrain näher besah, bot sich mir so wenig Aussicht auf ein zuverlässiges

Resultat, daß die Untersuchung vorläufig unterblieb. Gleichwohl gewinnt nach dem Gesagten bei gehöriger Prüfung der Frage die Meinung, daß am Hasen von Arensburg eine Estenburg gestanden, immerhin einen gewissen, wenn auch nicht sehr hohen Grad der Wahrscheinlichkeit für sich.

i. Sall.

Durch den von Kruse kundgegebenen Zweifel, ob die eigenthümliche Bodengestaltung auf einem Punkte des Gutes Sall ein von einer Erdrevolution herrührender Krater oder ein Bauerberg ohne Boden sei, ist ein Theil des Publikums der Ansicht geworden, daß in Sall wirklich die Ueberreste eines Bauerberges vorhanden seien. Ein Blick auf die Natur der Localität genügt, um diese Ansicht als irrig erscheinen zu lassen.

k. Allgemeine Bemerkungen.

Versuchen wir nun aus dieser speziellen Beschreibung der Bauerberge einige allgemeine Schlüsse zu ziehen.

Hr. d. L. nennt Mone und Walbia castrum (Schloß, Burg, Haus u. s. w.). Beide liegen in derselben Gestalt vor uns, wie die andern fünf mehr oder weniger gut erhaltenen Schlösser; daraus ist zu folgern, daß auch diese ebensolche castra gewesen seien. Das giebt auch unser Chronist zu verstehen, wenn er XXX, 5 erzählt: „Man befiehlt den Deselern, die gefangenen Schweden beiderlei Geschlechts frei auszuliefern; sie gehorchen, versprechen sie auszuliefern, nehmen Priester in ihre Schlösser (ad sua castra). — — Und so taufte die Priester in allen Schlössern (in omnibus castris) von Desel“. — Es sind 7 an der Zahl. Nun sind nach der von Schirren 1866 veröffentlichten Urkunde vom Jahre 1228 fünf ¹⁾ Kihhelfonde ²⁾ auf Desel gewesen (quinque kelichontas) und in viereu derselben liegt jedesmal ein Bauerberg. Sie heißen nach der Theilungsurkunde von 1234: Mone, Horele, Walbele, Karmele, Kili-

¹⁾ Die übrigen Kihhelfonde (Kirchspiele unserer Zeit) verdanken späterer, künstlicher Eintheilung ihren Ursprung.

²⁾ Für Kihhelfond wurde mir neulich eine sehr gefällige Etymologie mitgetheilt. Darnach ist das Wort herzuleiten von kihlama — verloben, eidlich geloben; der zweite Theil der Zusammensetzung ist kond, ungefähr unser Deutsches zusammenfassendes — schaft, wie in Nachbarschaft, Verwandtschaft, Eidgenossenschaft, welches denn die eigentliche Bedeutung des Wortes Kihhelfond ist. Nach dieser Etymologie hätte man also eigentlich Kihlafond zu schreiben.

gunde. Horele ¹⁾) umfaßt offenbar den ganzen Osten der Insel Desel also Karris und Peude mit ihren Schlössern. Es bleibt also nur noch das Kergel-Mustel'sche übrig, das, wie die Leute erzählen, von den Einwohnern eines größeren Gebietes gemeinschaftlich und zwar speziell gegen die Einfälle der Dagdener erbaut worden war. Wir können also behaupten, daß jeder Rihhelfond wenigstens ein Schloß gehabt habe.

Für die Construction lassen sich folgende Regeln zusammenfassen ²⁾):

1. Die Deseler legten ihre Schlösser inmitten von Morästen an, oder umgaben sie wenigstens mit Gräben.

2. Der runde oder ovale Wall wurde aus Steinen und Erde ausgeführt, zuweilen mit Benutzung natürlicher Erderhebungen.

3. Der Boden des inneren Raumes liegt stets höher als die äußere Umgebung.

4. Jedes Schloß hat einen Brunnen.

5. Die meisten Bauerberge der Deseler haben zwei Thore; und auch bei den anderen lassen sich wenn auch nur unbestimmte Andeutungen eines zweiten Thores bemerken.

6. Die Thore scheinen besondere Schutzwehren gehabt zu haben.

7. Auf dem Walle stand eine steinerne Brustwehr oder ein hölzerner Pallisadenzaun.

8. Alle Schlösser führen den generellen Namen malin mit Hinzufügung der speziellen localen Bezeichnung. Nur das zu keinem Rihhelfond gehörende Rihholin hat diese besondere Benennung. Der Karmel'sche Bauerberg heißt außer Karma malin auch noch Vinnapå.

Was die Zeit der Erbauung dieser Burgen betrifft, so glaube ich nicht zu irren, wenn ich behaupte, daß dieselben vor der christlichen Invasion errichtet worden sind. Ich schließe dieses aus folgenden Umständen. So kolossale Werke wie die Bauerberge können nicht erst bei dem drohenden Einfälle der Deutschen gebaut worden sein. Betrachten wir ein Werk

¹⁾ Der jetzt verloren gegangene Name ist noch nicht erklärt. Vielleicht darf man vermuthen, daß ein des Estnischen nicht kundiger Schreiber Horele für eine ähnlich klingende Form, worunter Karris gemeint war, in die Urkunde geschrieben hat. — Manche haben geglaubt, daß das Stammwort von Horele in Orrisaar, Orriküll, wozu man noch Orrinem und Orrial fügen kann, enthalten sei.

²⁾ Zu vergleichen ist die an Bauart ganz gleiche Burg der Harrier, welche bei dem Dorfe Barbiala liegt und bei Heinrich dem Letten Warbola heißt. Siehe die Beschreibung derselben in Hupel's nord. Miscell. 9. 10. und besonders 15. 16. und 17. Stüd.

von mittlerer Größe ¹⁾ näher, so stellen sich schon ungeheure Zahlen heraus. Der Hauptwall des Karmel'schen Bauerberges hat bei einer Höhe von 15 Fuß und einer Rammbreite von 6 Fuß eine Böschung nach außen von 45 und eine nach innen von 33 Fuß. Das ergiebt eine Basis von 77,8 Fuß. Der Querschnitt des großen Walles enthält also 628,5 Quadratfuß, und der Cubikinhalte des ganzen (Hufeisen-) Walles beträgt somit bei einer Länge von 682 Fuß 428637 Cubikfuß = 1984 Cubikfaden, wenn man den Faden zu 6 Fuß annimmt. Auf einen 6füßigen Cubikfaden rechnet man auf Desel gewöhnlich 20 Fuder. Demnach enthält der ganze Wall 39680 Fuder Steine. Dazu ist der kleinere Wall zu rechnen. Derselbe hat eine Höhe von 10 Fuß, eine äußere Böschung von 45 Fuß, eine innere von 39 Fuß und einen 6 Fuß breiten Ramm und somit eine Basis von 82 Fuß (genau 81,6). Der Querschnitt enthält demnach 468 Quadratfuß. Bei einer Länge des Walles von 480 Fuß ist also der Cubikinhalte desselben = 224640 Cubikfuß oder 1040 Cubikfaden, wozu 20800 Fuder Steine erforderlich. Zur Herstellung des ganzen Werkes waren also 60480 Fuder Steine nöthig. Allein diese Zahlen werden sofort als niedrig gegriffen erscheinen, wenn wir bedenken, daß die inneren Böschungen nicht bis zur eigentlichen Basis des Walles, sondern nur bis zur Bodenfläche des inneren Raumes, welche ungefähr um ein Drittel der Wallhöhe höher zu liegen pflegt als die nächste äußere Umgebung, gemessen werden konnte, und daß der ganze innere Raum wie mit einem Steinpflaster belegt ist, dessen Dicke mir unbekannt geblieben. Welche Zahlenverhältnisse müssen sich erst für die größten Bauerberge ergeben? Das Riesenmäßige der Arbeit zeigt also schon, daß die Burgen der Deseler nicht erbaut sein können, um einem augenblicklichen Bedürfnisse abzuhelfen, d. h. zur Abwehr eines mit einem Ueberfall drohenden Feindes oder zum Zwecke einer Empörung, sondern daß sie aufgeführt worden sind, um im Laufe der Zeit nöthigenfalls den geeigneten Schutz zu gewähren.

Außerdem wäre es ganz überflüssig gewesen, gegen einen nur im Winter einfallenden Feind, wie die Deutschen, ein Werk mit einem Wassergraben zu umgeben, von dem wir bei allen Bauerbergen Spuren finden, und welcher für den Karmel'schen sogar durch eine Urkunde erwiesen ist. Wären die Schlösser der Deseler gelegentlich gegen die feindlichen Angriffe der

¹⁾ Ihrer Größe nach folgen sich die Bauerberge so: Kergel, Mustel, Peude, Karmel, Moon, Wolde, Kielkond, Karris.

Deutschen errichtete Werke, so müßte das von Karmel 1265 oder 1266 erbaut worden sein. Es wäre den Deselern ganz entschieden sehr schwer geworden, das Karmelsche Schloß in so kurzer Zeit aufzuführen, als ihnen die Deutschen wohl ließen, zumal diese um jeden Preis die Errichtung neuer Werke zu verhindern gesucht und die alten nach Kräften zerstört haben werden. Mone aber existirte schon 1216, als die Deutschen zum erstenmal nach Desel kamen ohne die Absicht, Desel bleibend zu unterwerfen; und daß auch die übrigen Bauerberge oder Schlöffer damals schon vorhanden waren, folgere ich aus dem Ausdruck des Chronisten XIX, 9: „Apud unum castrum conveniunt.“ — Schließlich ist nach meiner Ansicht ein nicht unwichtiger Beweisgrund für meine Behauptung, was die Sage von der Bestimmung des Kergel-Mustel'schen Bauerberges erzählt (siehe S. 57). Die Raubzüge der Dagdener nach Desel können in der christlichen Zeit nicht mehr stattgefunden haben. Von dem Peudischen Schloß aber berichten die dortigen Esten, daß es zum Zwecke innerer Kriege erbaut sei und behaupten positiv, die Zeit seiner Gründung falle vor die Ankunft der Deutschen (siehe S. 44).

Positiv und genau festzustellen aber, wann die Bauerberge erbaut sind, wird schwerlich je gelingen. Will man diese Zeit annähernd bestimmen, so wird man ihre Entstehung ohne große Gefahr zu irren in die Jahrhunderte setzen, in welchen die Einwohner von Eshyssel häufiger in Kriege mit dänischen und schwedischen Königen verwickelt waren, d. h. ins neunte oder wenigstens ins zehnte Jahrhundert. Sie dürften aber leicht in frühere Jahrhunderte zu verweisen sein. Denn wenn wir noch einen vergleichenden Blick auf andere gewaltige Steindenkmäler derart in unserer Gegend werfen, so springt uns besonders die großartige Steinanhäufung bei Sastama in der Süd-Wiek in die Augen, welche Kufswurm im Cibosfolke I, pag. 71 genau beschreibt (siehe unten S. 72 f). Bei einer Höhe von 12—15 Fuß ist dieselbe über 50 Fuß lang und 30 Fuß breit. Mehrere Forscher vindiciren diesem Steinberg ein so hohes Alter, daß sie ihn zu Begebenheiten in Beziehung bringen, welche nordische Ueberlieferungen ins sechste Jahrhundert verlegen. Durch diese Notiz sollte nur angedeutet werden, in wie früher Zeit solche Steinbauten entstanden sind, und daß wir mithin nicht zu kühn gewesen, wenn wir das neunte und zehnte Jahrhundert als späteste Zeit ihrer Entstehung angenommen haben.

Mit der Festsetzung der muthmaßlichen Erbauungszeit der Bauerberge ist zugleich ihre Bestimmung angedeutet: sie dienten dazu, die ein-

zelnen Gemeinden vor feindlichen Ueberfällen zu schützen, mochten sie von ihrer nächsten Umgebung oder von überseeischen Feinden unternommen sein. Wir haben bei der Beschreibung des Karmel'schen Bauerberges (S. 51) bereits gesehen, daß bei andern Stämmen (den Liven und Preußen) ähnliche Befestigungswerke sich nachweisen lassen. Wie bei jenen, so mußten auch bei den Deselern diese Vertheidigungsanstalten sämtliche Bevölkerung der dabeiliegenden Stadt oder Umgebung in sich aufnehmen. Hab und Gut jedoch ließen die Deseler in ihren Städten. In der Schilderung von der Einnahme der Schloffer Mone und Wolde erscheinen die Städte verlassen. Dittlieb von Alnpeke erzählt, daß im Schlosse Mone 2500 Männer, Weiber und Kinder erschlagen worden seien. Darnach, schreibt Hr. d. L., „nehmen sie (capiunt) die Stadt, raffen die Beute zusammen, plündern das Eigenthum und die Kostbarkeiten, treiben Pferde und Vieh weg.“ Auch in Wolde waren die Bewohner der Stadt im Schlosse beisammen. Derselbe Chronist erzählt: „Da die Waldier aber die Steinwürfe nicht aushalten konnten wegen der Menge Volkes das im Schlosse war“ u. s. w. Auch fand die Taufe im Schlosse statt, wo zuerst die Aeltesten getauft wurden; dann taufte sie die andern Männer und die Weiber und die Kinder.“ Da die Stadt der Waldier verschont wurde, so erfahren wir nicht, ob Vieh und die übrige Habe in das Schloß gerettet worden war. Es ist aber unwahrscheinlich, denn der innere Raum dieses Schlosses ist viel beschränkter als der im Moon'schen Bauerberge.

Anders verhielt es sich im Jahre 1266, als die Schlacht bei Karmel geschlagen wurde. Dittlieb v. Alnpeke erzählt:

6235 „Als aus der Deseler Hagen
Der Feind von den Brüdern herausgeschlagen,
Da sah man Raubes also viel,
daß der Raub war ohne Ziel,
den die Christenheit da nahm.

6245 Die Christen trugen und trieben
was in dem Hagen geblieben,
Mit gutem Fleiße in das Heer.“

Sie hatten also auch ihr Vieh in dem Hagen geborgen, denn nur darauf kann das Wort „treiben“ v. 6245 sich beziehen.

7. Während der Belagerung.

Hr. d. L. und Dittl. v. Anp. berichten uns von vier Belagerungen, welche die Deseler in ihren Schlössern zu bestehen hatten. 1216 kommen die Deutschen bei Mone vorbei und „kämpfen mit denen im Schlosse“ (Hr. d. L. XIX, 9). Näheres hat der Chronist nicht angegeben. Im Jahr 1227 fällt die Belagerung von Mone und Waldia. Erstere erwähnt auch Dittl. v. Anp., jedoch ohne Einzelheiten zu berühren. Hr. d. L. aber erzählt, daß die Deseler mit ihren Peterellen Steine und Wurfspieße (lanceae, iacula) aus dem Schlosse warfen. Außerdem scheinen sie vom Walle herab Lanzen und Steine aus der Hand geschleudert zu haben, besonders gegen die, welche den Versuch machten, den Wall zu ersteigen. Bei Waldia kam es zu einem eigentlichen Kampfe gar nicht. Auch vom Kampfe um Karmel im Jahre 1266 erfahren wir aus der Reimchronik keine Einzelheiten. Im allgemeinen erzählt Dittl. v. Anp., daß die Deseler sich mit grimmigem Muthе geschlagen haben, was auch aus dem Umstande hervorgeht, daß sie sich nicht ängstlich in ihren Hag einschlossen, sondern dem deutschen Heere zunächst eine Schlacht außerhalb desselben anboten. Dies ist daraus zu schließen, daß das Schlachtfeld von Karmel drei Werst weit vom Bauerberge beginnt und sich bis in dessen Nähe zieht. An der Straße von Arensburg nach Karris liegt beim eilften Werstweiser links hart am Wege das Dorf Uddoser. Dasselbst steht auf einem 5—6 Fuß hohen Sandhügel eine Windmühle. An dieser Stelle haben die Deseler den ersten Andrang der Deutschen ausgehalten. Sie schlugen nach der Reimchronik die Christen zurück; diese griffen zum zweitenmale an,

6210 Da wurde so mancher (Deseler) wund,
 daß er auf dem Boden niederfaß
 und des Streitens immer vergaß.
 So trieben sie's weiter an dem Tag,
 der Deseler ein Theil da lag
 todt vor dem Hagen nieder.

Die Deseler müssen mit Verzweiflung gekämpft haben, denn der Sand enthält hier zahlreiche Skelette und Alterthümer. Von hier zog sich der Kampf nach dem Bauerberge hin, in welchem die Deseler den letzten Widerstand leisteten.

Noch ist eine eigenthümliche Vertheidigungswaffe zu erwähnen. Als ich den Kergel-Mustel'schen Bauerberg untersuchte, berichtete der öfters

erwähnte Alte, daß ihm in seiner Jugend von alten Leuten erzählt worden sei, man habe dort Bruchstücke von runden Balken gefunden, in welche scharfgespitzte Hölzer eingelassen waren. Diese Zahnwalzen habe man gegen den Feind mit Macht von der Höhe des Walles heruntergeschleudert. Ein solches Kriegsgeräth mag sehr schlimme Wirkungen hervorgebracht haben. Zunächst verletzte es die Getroffenen und warf den Vordringenden ein neues Hinderniß in den Weg. Blic es auf dem Abhange des Walles liegen und wollten die Angreifenden darüber hinwegklettern, so konnte es, dadurch in Bewegung gesetzt, leicht die Stürmenden mit hinabwälzen. Auch die Leute von Karmel erzählen, daß man in dem dortigen Bauerberge zur Abwehr der Feinde ebenfalls Baumstämme von der Höhe auf die Füße der Angreifenden habe niederrollen lassen. Ebenso erzählen die Pseudischen Leute, daß die Vertheidiger von dem dort befindlichen Bauerberg lange und dicke Baumstämme in Massen von dem steilen Walle geschleudert haben, sobald der Feind es unternahm, in Massen zu stürmen.

Gewiß werden die Deseler noch zu manchen andern Vertheidigungsmitteln ihre Zuflucht genommen haben, wie die Noth sie erheischte und lehrte. Man kann sich hier an die Feuerräder der Esten in Dorpat (Hr. d. L. XXVIII, 6) u. a. erinnern.

8. Das Seewesen der Deseler.

Daß die Deseler sehr tüchtige Seeleute waren, kann keinem Zweifel unterliegen. Ihre Raubzüge nach Dänemark beweisen eine große Vertrautheit mit dem nassen Element. Von friedlicher Thätigkeit, die an den heimatlichen Boden gefesselt bleibt, haben sie wenig gehalten; denn, wie oben schon gezeigt ist, waren sie beständig auf Zügen außer Landes. Es wird mehrfach von den alten Schriftstellern ausgesprochen, daß sie besonders durch ihre insularische Abgeschlossenheit kühn gemacht wurden, für den so häufig von ihnen verletzten Völkerverfrieden Rache nicht fürchteten und, wie die vergeblichen Anstrengungen des Dänenkönigs, ihrer Meister zu werden, beweisen, auch nicht sonderlich zu fürchten brauchten. „In Schiffen ist ihre größte Kraft“, sagt v. 366 Dittlieb v. Alupele, und es ist nicht schwer, aus einigen Stellen, welche wir in den gleichzeitigen Schriftstellern finden, darzuthun, daß die Deseler eine vollständig organisirte Seemacht besaßen. In der von Schirren (Fünfundzwanzig Urkunden eet. 1866) bekannt gemachten Theilungsurkunde vom 13. Mai 1254 (№ 18) wird ein Hafen Sottesafkema oder, wie zwei andere Manuscripte

richtiger lesen, Sottesattema genannt. Der Schreiber der Urkunde, der des Estnischen nicht mächtig war, hat dieses Sottesattema verdorben und latinisirt aus södda = saddam — Kriegshafen. Wenn die Deseler und die von der Wiek aber einen Hafen gehabt haben, den sie gar nicht anders bezeichneten als mit dem Namen södda-saddam, so muß daselbst auch eine Flotte stationirt gewesen sein. In dem unten folgenden Anhang werde ich zeigen, wo und wie vortrefflich dieser Hafen gelegen war. Wenn wir nun weiter erfahren, daß die Deseler zu kriegerischen Zwecken im Augenblick ganze Flotten zur Verfügung haben, so wird meine Behauptung nicht unhaltbar erscheinen können. Nach Hr. d. L. waren die Deseler 1211 mit 300 Raubschiffen ohne die kleineren Schiffe bei Treiden. Sie verloren damals alle ihre Schiffe. Und doch erschienen 1215 wieder 200 Raubschiffe im neuen Hafen in Desel, wo die Bischöfe mit ihren Schiffen eingeschlossen waren. Diese aber waren in sehr kurzer Zeit (in circa 24 Stunden) versammelt, da Hr. d. L. XIX, 5 ausdrücklich sagt: „Ganz frühe, als eben der Tag anbrach, erschien das ganze Meer uns gegenüber finster, voll von ihren Raubschiffen ¹⁾“. Sie waren also von irgend einem Orte her, wo sie alle versammelt standen, während der Nacht zusammen angelommen.

Diese Raubschiffe, welche Hr. d. L. stets *piraticae* nennt, müssen wir uns an Größe, Bau und Einrichtung einander gleich oder wenigstens sehr ähnlich vorstellen. Denn wenn der Chronist auch XIX, 5 einer pira-

¹⁾ An derselben Stelle berichtet unser Gewährsmann: „Und waren ihrer viele Tausend, die zu Pferde und zu Fuße zusammengekommen waren aus dem ganzen Estenlande, und auf etwa zweihundert Raubschiffen.“ Wenn nun auch sowohl hier die Worte „aus dem ganzen Estenlande,“ als auch weiter oben „in alle Theile Estlands“ offenbar übertrieben sind, so kann man aber angesichts dieser Ausdrücke doch gewiß nicht in Abrede stellen wollen, daß festländische Esten nach Desel (denn auf den Inseln ist der neue Hafen zu suchen) gekommen seien. Sie müssen folglich auch einen Theil der Raubschiffe mitgebracht haben. Hieraus, sowie aus dem Umstande, daß der einzige uns bekannte Kriegshafen der Deseler (Södda-saddam) auf dem Festlande und nicht bei den Inseln gelegen ist, folgere ich, daß die festländischen Esten der Wiek so gut wie die Inseln Seefahrer, d. h. Seeräuber waren. Ferner haben die Bemühungen der Dänen und Schweden, durch in der Wiek angelegte Zwingburgen die Deseler zu kändigern, doch nur dann Sinn, wenn jene Deseler nicht allein die Inselbewohner sind, sondern wenn auch die Wiek'schen Esten an ihren Raubzügen sich theilhaftig hatten. — Ich habe geglaubt, diese Note hierher setzen zu müssen, weil Pabst S. 34 seiner Uebersetzung sagt: Seeräuber waren „doch nur die öfel'schen Esten; keine andern erscheinen je als Piraten.“

tica gedenkt, „die groß und mit vielen Männern angefüllet war“, und gleich darauf erzählt, daß „die Deutschen den Deselern ein größeres Raubschiff abgenommen haben, welches sie mit sich nach Gotland führten“, so scheinen solche größere Raubschiffe doch nur Ausnahmen gewesen zu sein.

Die gewöhnliche Besatzung eines Raubschiffes bestand aus dreißig Mann. Dieses läßt sich aus der Schilderung des Seegefehctes, welches die Deseler 1203 auf ihrer Rückfahrt aus Dänemark vor Wisby zu bestehen hatten, schließen. In zwei Schiffen werden sechzig Mann erschlagen. In einem dritten erschlägt ein Deutscher zweiundzwanzig Mann, darauf „wurde von den acht Männern, welche noch übrig waren, das Segel aufgezogen“ und sie entkamen (VII, 2).

Die öfselfchen Raub- oder Kriegsschiffe müssen charakteristische Unterschiede vor den andern aufzuweisen gehabt haben. Der Chronist unterscheidet an mehreren Stellen die Raubschiffe der Deseler von ihren „anderen“ oder „kleineren“ Schiffen, welche er *liburnae* zu nennen pflegt. Diese sind wieder nicht zu verwechseln mit dem, was wir Boot oder Kahn zu nennen pflegen. Für die Rähne der Deutschen hat Hr. d. L. den Ausdruck *cymba* ¹⁾. Ich möchte deshalb die *liburna* vergleichen mit den Schiffen, die man hierlands „Bording“ nennt. Die Raubschiffe waren also — und dieses scheint ein sehr in die Augen springender Unterschied gewesen zu sein — größer als die *liburnae*. Daß sie mit Mast und Segel ausgerüstet waren, geht aus VII, 2 und XIX, 5 hervor. Sie waren aber auch zum Rudern eingerichtet (Hr. d. L. XIX, 5), so daß die Schiffsmannschaft nicht allzusehr vom Winde abhängig war und namentlich im Gefecht die Bewegungen des Schiffes mehr in ihrer Gewalt hatte. Wie bedeutend die Ruderkraft eines solchen Fahrzeugs gewesen, erschen wir aus XIX, 5 bei dem Chronisten, wo ein Raubschiff mit so gewaltigem Rudern (*vehementi remigatione*) auf ein anderes rennt, daß es selbst „mit starkem Krachen in der Mitte gespalten wird.“

Es ist ferner sehr wahrscheinlich, daß die Raubschiffe einen verdeckten Raum gehabt haben, da man nicht annehmen kann, daß in einem offenen Schiffe eine größere Anzahl von Ruderbänken gewesen sei, daß die Deseler

¹⁾ Die großen Seeschiffe oder Lastschiffe der Deutschen nennt Hr. d. L. *coggonas*. Nach Rufwurm *Gibosjolke* I, S. 118 ist die Verwendung des Stammes *kogg* in verschiedenen Sprachen folgende: „*kogg* ist altschwedisch ein Kahn, Schiff, mittel-lateinisch *coggo*, holländisch *kogre*, isländisch *kugg*, feltisch *cioek*, englisch *cock*, *cockboat*, französisch *coche*, lettisch *Kuggis*.“

in demselben Raume geraubte Menschen und gestohlenen Vieh (XXII, 8), oder Glocken, Messgewänder und gefangene Christen (VII, 2) mit sich führten, in welchem sie selbst, dreißig Mann stark, den Schiffsdienst verrichteten und kämpften. Im Jahre 1215 kämpfen sie sogar mit Peterellen von ihren Schiffen aus erfolgreich gegen die Deutschen (XIX, 5).

Wenn wir nun nach dem Gefagten noch versuchen wollen, ungefähr die Größe der ösel'schen Raubschiffe zu bestimmen, so werden wir wohl der Wahrheit ganz nahe kommen, wenn wir dieselben unseren Schiffen von etwa fünfzehn Lasten gleichstellen, nur daß die ösel'schen Piratenschiffe leichter und schlanker werden gebaut gewesen sein.

Diese ihre Seemacht verstanden die Deseler vortrefflich zu gebrauchen. Sie hatten sich eine Art nautischer Wissenschaft ausgebildet und vererbten sie praktisch von Vater auf Sohn. Daß sie der Himmelskunde sich befließigten und das gestirnte Firmament recht genau kannten, geht daraus hervor, daß noch jetzt die Leute, welche ihr Erwerb auf die See führt, in den Sternbildern des nächtlichen Himmels recht gut Bescheid wissen; und doch wird diese Wissenschaft nicht in den estnischen Schulen gelehrt. Zeichnungen wie pochja-nael (Nagel des Kopfes) und öhha täht (der erlöschende Stern) für Polarstern, soel (Sieb) für Siebengestirn, taewawanker (Himmelswagen) für den großen Bären, woore-rattad (Fuhr- oder Frachtwagen) für Wagen, elkias täht (funkelder Stern) für Fixstern, linno radda (Steg der Vögel) für Milchstraße, koido täht (Stern der Dämmerung) für Morgenstern, santi sauad (die Stöcke der Bettler) für drei Sterne unweit des Mondes, orja täht (der Stern des Sklaven), oja tähhed (die Sterne des Wasserlochs) für Sterne am östlichen Himmel, ku fullane (Mondsnecht) u. a. m. lassen deutlich erkennen, daß sie nicht bloß Uebersetzungen sind, sondern daß ihnen zum Theil wenigstens Originalanschauungen zu Grunde liegen. — Wie genau mußten die Deseler die nordischen Gewässer kennen! Heutzutage stehen dem Schiffer die genauesten Seekarten zu Gebot; und doch will es viel sagen, wenn heute ein ösel'sches Kaufmannschiff nach Lübeck geht, während die Esten mit unbegreiflicher Verwegenheit in winzigen Bööten noch jetzt bis Schweden und Finnland segeln.

9. Der Krieg zu Wasser.

Wenn die Deseler zur See ein Gefecht zu bestehen hatten, so verfahren sie nach einem gewissen Plan. Im Jahre 1203 kamen sie mit

sechzehn Schiffen, aus Dänemark. Vor Wisby wurden sie angehalten. Die Esten ließen ihre Schiffe in zwei Treffen (zu je acht Schiffen) „von einander etwas wegrücken, in der Meinung sie könnten die Pilger, wenn sie in die Mitte kämen, einsperren, und so die gegen sie gerüsteten Schiffe kapern“ (VII, 2).

Während des Seetreffens selbst kämpften sie mit Pfeil und Bogen (sagittis), Speeren (lanceis) und schleuderten mit ihren Peterellen Steine auf die Rigischen (XIX, 5). Da im Jahre 1215 die Deutschen im Gefecht keinen Spielraum für die Bewegungen ihrer Schiffe hatten, denn sie waren im neuen Hafen eingesperrt und lagen fest: so konnten die Döfeler bei dieser Gelegenheit auch bequem mit dem Brander operiren. Sie hatten deren drei gebaut und zwar in folgender Weise. Auf ein aus großen Bäumen gefertigtes Floß legten sie trockenes Holz, welches mit Thierfett (pinguedine animalium) bestrichen war und ein lustiges Feuer nährte. Dasselbe loderte „höher als alle Rauffahrer“ und züngelte über das Verdeck der deutschen Schiffe, so daß die Blockirten in arge Bedrändniß geriethen.

Ihren Feinden suchten die Döfeler auch dadurch zu schaden, daß sie ihnen durch Versperrung der Wasserstraßen den Verkehr hemmten. So versperrten sie 1215 die Düna dadurch, daß sie Rähne „mit Steinen füllten und in die Tiefe des Meeres versenkten, im Eingange des Flusses; und sie richteten Holzwerk zu und füllten es gleichermaßen mit Steinen und warfen es in die Mündung der Düna.“ Sie zimmerten also Kasten aus Holz, das ist zu folgern aus dem Ausdruck „füllten.“ Diese Arbeit wird aber sehr bedeutend erscheinen, wenn man die Breite und Tiefe der Dünamündung berücksichtigt. Auch war das Werk zu Ende gebracht worden, wie aus dem Schlusse der Erzählung Hr's. d. L. (XIX. 2) zu ersehen ist. Was nämlich nicht das Meer durch die Schläge der Stürme zertrümmert hatte, „das haben die Deutschen herausgezogen und zerstört und haben Weg und freien Lauf allen wiedergegeben, die in die Düna einfahren wollten.“ — Ganz auf dieselbe Weise versperren die Döfeler im nämlichen Sommer den neuen Hafen in Desel¹⁾. Auch hier gelingt es insoweit, als die Schiffe der Deutschen, von denen der Schiffer Albert Sluf bei Hr. d. L. (XIX, 5) sagt, daß sie „nicht beladen sind, sondern leer und eine geringe Tiefe ihnen genügt“, mit vieler Mühe und Gefahr an Tauen „über die Hindernisse hinweg ins große und offene Meer“ gezogen werden mußten.

¹⁾ Ueber diesen neuen Hafen siehe unten im Anhang S. 73 f.

Anhang.

Nachweis der in der Urkunde vom 13. Mai 1254 vorkommenden Localnamen.

(Schirren: Fünfundzwanzig Urkunden zur Geschichte Livlands im dreizehnten Jahrhundert. Dorpat 1866. Nr. 18.)

Da ich in der vorstehenden Arbeit mehrfach mich veranlaßt sah, auf Ortsnamen, welche in dieser Urkunde angeführt werden, Bezug zu nehmen, so hielt ich es nicht für unpassend, auch über die übrigen Localitäten Aufschluß zu geben, um so mehr, als wohl nicht jedem, der die Urkunde mit Interesse gelesen hat, die einzelnen Dertlichkeiten bekannt sind.

1. Villa Cippa. Es ist das bei Real gelegene Dorf Sippa, woselbst auch das Gut gleichen Namens sich befindet.
2. Insula Saast. Sie ist jetzt zur Halbinsel geworden und heißt Saastama. Rufwurm sagt im Cibosfolke § 81: Saastama, Saasten, Saasthuöö, Saastnamah, Saesen hat vielleicht von saastane-ma, unreines Land, seinen Namen, von dem schlammigen, oft überschwemmten Boden der Insel. — Saasten war 1589 eine Insel mit 5 Haken. Auch jetzt noch wird Saastama bei hohem Wasserstande zur Insel.
3. Solaveen oder wie zwei andere Copien der Urkunde richtiger haben: Solawen. Es ist dieses der Soela Sund, estnisch Soelawein. Die Urkunde versteht hier unter Solawen ein Gestade (litus), welches offenbar seinen Namen von dem dasselbe bespülenden Wasser führt.
4. Duo rivi et stagnum hominum de Karyes. Das stagnum ist der Aidamaierw. Die rivi sind der Karjamoisa-jöggi und der Terre-soo. Ersterer fließt dicht bei Karrisshof vorbei und bei Feckerort in die See. Er war früher viel stärker, denn er trieb nördlich von Karrisshof bei Laisberg eine (oder mehrere?) Wassermühle, wo noch heute ein Gefinde Weski und derselbe Bach tuulinga-jöggi heißt. — Terre-soo ist der Bach, welcher durch den Aidamaierw läuft.
5. Stagnum hominum de Poide. Darunter sind zu verstehen die Koick'schen Seen in Peude. Es sind deren drei, welche bei den Esten heißen: suur ierw (der große See), pik ierw (der lange See) und must ierw (der schwarze See).

6. Magnus lapis ist die große Steinanhäufung bei Sastama, welche in den skandinavischen Ueberlieferungen schlechtweg „der Stein“ ¹⁾ genannt wird, und von welcher Rußwurm Cibofolke § 81 folgende Beschreibung giebt:

„Nicht weit von Sastama liegt ein von niedrigen, zuweilen überschwemmten Heuschlägen umgebener Hügel, der etwa 20 Fuß über den Wasserspiegel des Meeres sich erhebt, und auf dem eine Menge fast regelmäßig geschichteter ungeheurer Steine bis zu einer Höhe von 12—15 Fuß aufgethürmt ist. Unten ist dieser Steinhaufe über 50 Fuß lang, 30 Fuß breit, und läuft gegen Osten spitz zu. Die Steine haben sich durch die Länge der Zeit mit Moos überzogen, und zwischen ihnen wachsen hundertjährige Eichen, während die Umgegend baumlos ist. Die estnischen Bauern, welche alle erst nach der Pest, in welcher die schwedische Bevölkerung ausgestorben sein mag, eingewandert sind, nennen den Berg Porrimäggi, Dreckberg, vielleicht weil sie es für ein heidnisches Heiligthum hielten, oder von pörigo und mäggi, Höllenberg. Man hat diesen Hügel für das Denkmal gehalten, das für den König Yngwar in Adalsnyssel bei Stein (Kiwidexä, Steinkopf) errichtet sein soll.“

7. Portus Sottesatkema, oder nach der richtigen Schreibweise zweier anderer Manuscripte Sottesattema (siehe oben S. 66). In der Urkunde heißt es, daß bei diesem Hafen „der große Stein“ sich befinde. Demnach muß er die Einwiek, die Makal'sche Wiek sein. Der Name ist estnischen Ursprungs und lautet eigentlich södda-saddam Kriegshafen. Einen besseren Hafen konnten die Deseler gar nicht finden. Er schneidet tief ins Land ein, hat einen verhältnißmäßig engen Eingang und liegt für alle gleich bequem, mitten unter den Esten der Inseln und der estnischen Küste. Zudem ist er sehr gut gedeckt durch die Inselgruppe vor demselben, so daß es ein kühnes Beginnen war, mit einer feindlichen Flotte dahin vorzudringen, während die Esten von hier gleich leicht nach Süden gegen die Rigischen und nach Norden gegen die Schweden und die Dänen auslaufen konnten.

8. Portus Sarwo. Derselbe ist bei Dagden zu suchen. Die südöstliche Halbinsel von Dagden (Kirchspiel Bihhalep) hat an ihrem südlichen Ufer eine Bucht, an deren innerer Seite das große Dorf Sarwe liegt,

¹⁾ So wurde nach der Ynglingasage 37 König Yngwar „beim Steine“ (at Steini) erschlagen.

welches dem Hafen den Namen gegeben hat. Unter dem „finis portus Sarwo“ der Urkunde ist das Sarwe-Borgebirge, Sarwe-Nenna (die östliche Ecke dieser Halbinsel) zu verstehen. Auch bei dieser Spitze war, so flach das Wasser jetzt auch ist, früher ein Ankerplatz. Sehr alte Leute wollen vor vielen Jahren noch große Fahrzeuge daselbst vor Anker gesehen haben. Deswegen kann in der Urkunde auch diese Stelle noch portus genannt werden. — Sarw heißt im Estnischen das Horn.

9. Orriwocko, oder nach den beiden andern Manuscripten der heutigen Benennung ähnlicher: Oryock, ist die Insel Kassar mit dem Gute Orriak an der Südküste von Dagden. Bei dieser Insel befindet sich auch ein Orriako-säär. Im dreizehnten Jahrhundert existirte Kassar weder unter diesem Namen noch in seiner jetzigen Gestalt.

10. Ronku, wofür ein anderes Manuscript Ranky hat, ist eine kleine Insel dicht bei Orriwocko, welche heutzutage Koicks genannt wird und auf Mellin's Karte Keik heißt. So unähnlich diese Namen klingen, sind sie doch sämmtlich Bezeichnungen für dieselbe kleine Insel. Wir werden in Rusfwurm's Eibofolke § 108, wo er allerdings von dem Dagden'schen Kirchspiel Koicks spricht, durch eine rein sprachliche Auseinandersetzung auch über unsern Fall folgendermaßen belehrt:

„Rohkell, Röcke, Kokie, Kockehj, Keckz, Kaika, Köckis, Köicks, Keucke, Kaucke, Keucks, Keck hat offenbar seinen Namen von dem isl. reykr, ags. rēc, schw. rök, Rauch, welches in Dagö, Kund, Rogö und Ruckö übereinstimmend raik, raiken und nur auf Worms räk gesprochen wird und welches besonders in Island so vielen Orten den Namen gegeben hat, z. B. Kehke — — —. Der zuerst an einer Stelle aufsteigende oder vom Meere aus erblickte Rauch, die erste Herdstelle in einer neubefestigten Gegend waren gewiß ein passender Anlaß, einem Wohnorte einen Namen zu geben — — —. Der Name Keika, den eine Familie in Kertell führt, ist wohl erst aus dem Namen Köicks, welches auch von den Schweden Kaika ausgesprochen wird, entstanden.“

Was in sprachlicher Hinsicht von dem Kirchspiel Koicks gilt, muß auf die Insel Koicks ganz gerade so Anwendung finden können.

11. Portus novus ¹⁾ qui dicitur pilaiaseri, oder nach einer anderen Hand-

¹⁾ Wenn die Urkunde diesen Hafen „einen portus novus“ nennt, so ist vor allen Dingen die Frage am Platz: Wie kommt es, daß der nebenbei liegende Hafen Sarwo und der Hafen Sottesattema den beiden contrahirenden Theilen nicht auch neu wa-

schrift richtiger Pylasary, liegt ebenfalls auf der Südseite von Dagden, westlich vom Hafen Sarwo und hat seinen Namen von der vor demselben liegenden Insel Bihlasaar (Bielbeerbaum-Insel). Sie ist ein kleines Eiland, worauf noch heute drei Bielbeerbäume stehen. Pabst deutet S. 206 seiner Uebersetzung Hr's. d. L. darauf hin, daß dieser Hafen vielleicht in dem Kirchspiel Koicks (estn. Bihla) zu suchen sei. Dem widersprechen die Worte: „Insulae vero aliae circumiacentes“ in der Urkunde. Diese Inseln müssen wie Orrivooco und Konku auf der Südseite von Dagden liegen. Es sind Saarnaf, Hannikats u. s. w. zu verstehen.

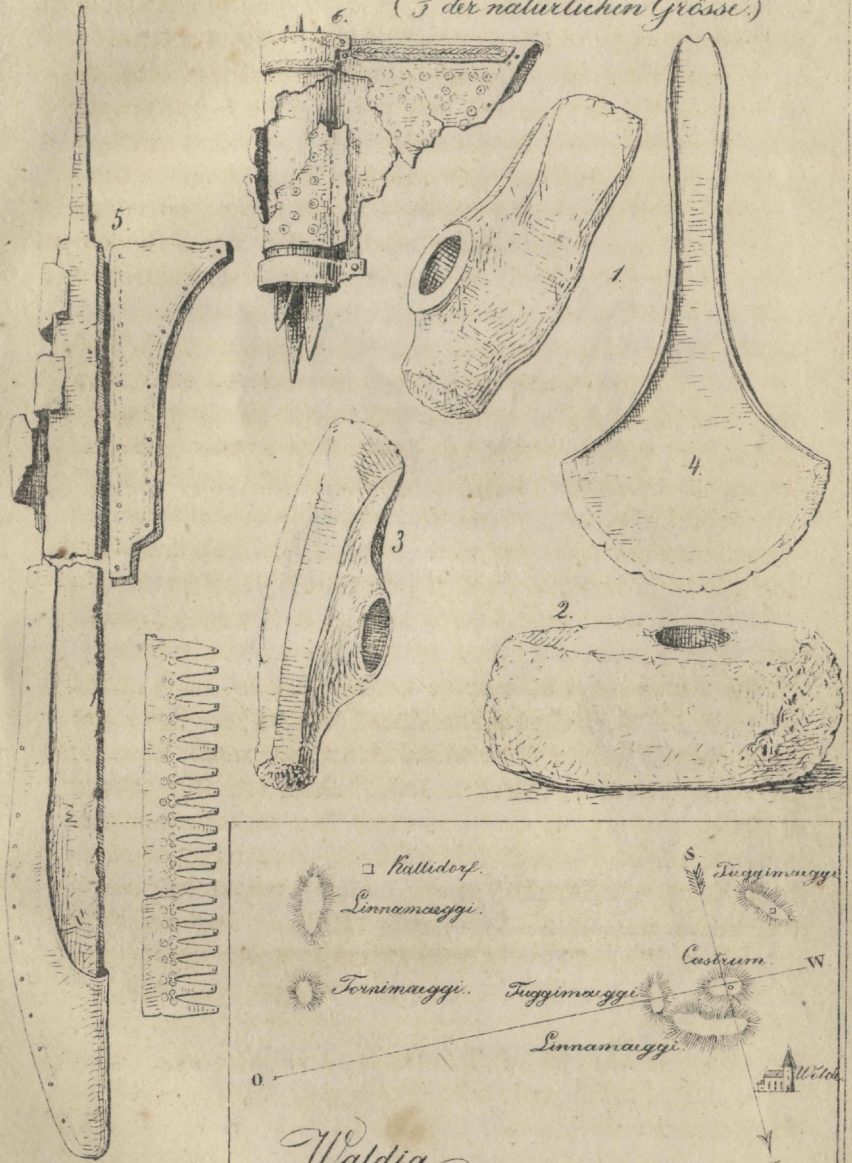
ren? Oder sollte der Hafen Bihlasaar erst zwischen 1227 und 1254 entstanden sein, als die beiden andern den Deutschen schon bekannt waren? Darauf wird niemand mit ja antworten wollen. Es wird deshalb angemessener sein, zu übersetzen „der neue Hafen.“ Vielleicht hatten sie ihn früher kennen gelernt als seine Umgebung, vielleicht schon vor der Zeit, in welcher sie Dagden in Besitz nahmen, so daß sich vor jener Bekanntschaft und seit derselben „Neuhafen“ oder „der neue Hafen“ als Benennung für diese Localität feststellte. Der estnische Name theilte sich ihnen dann erst später mit.

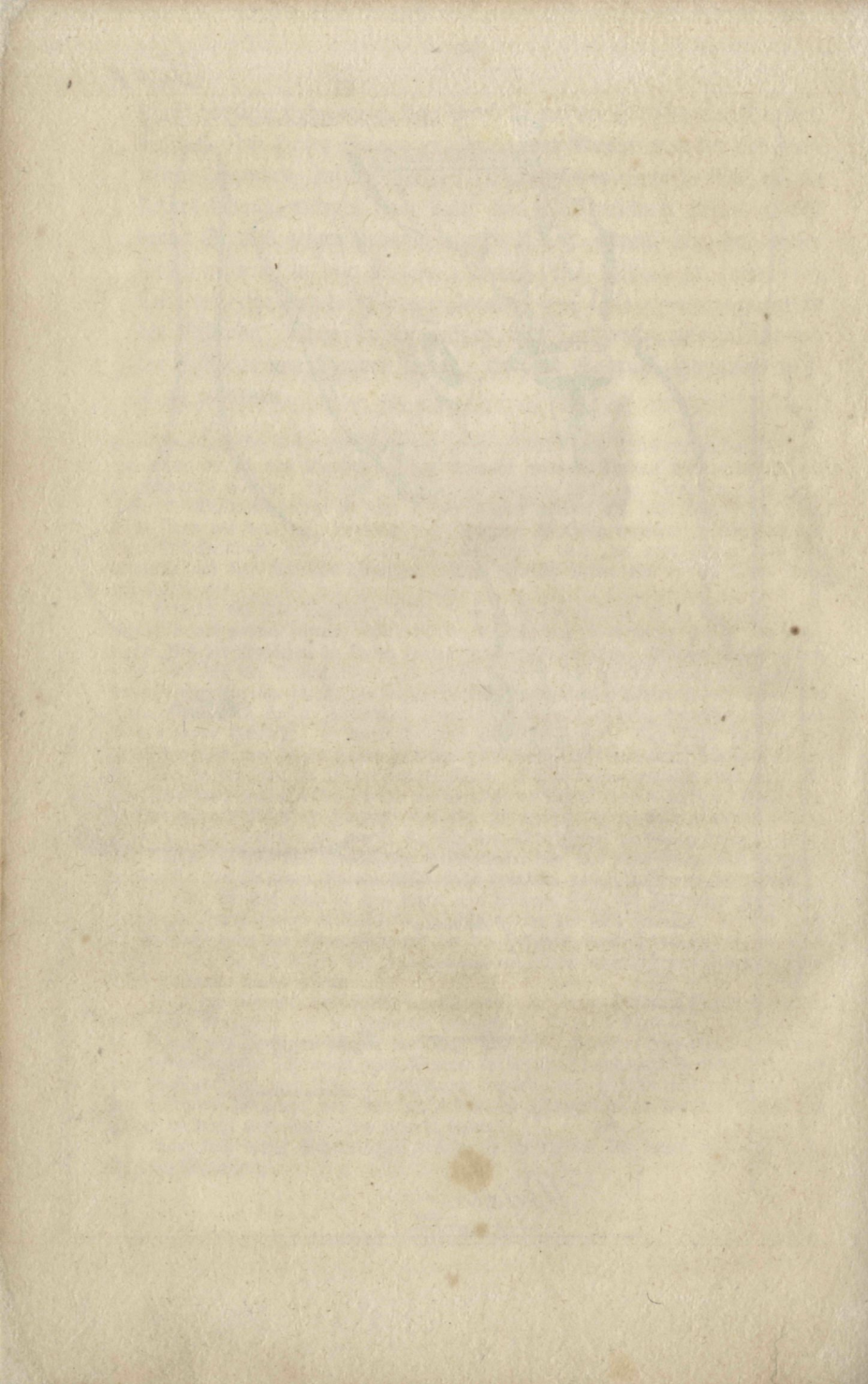
Heinrich der Letzte bezeichnet XIX, 5 einen Hafen in Desel (d. h. im Inselgebiet) ebenfalls mit portus novus. Hier ist die Uebersetzung „ein neuer Hafen“ die richtige. Als die Rigischen in diesen Hafen verschlagen wurden, kannten sie denselben nicht, und vor der Unterwerfung der Inseln werden sich die Deutschen wohl gehütet haben, freiwillig in die Häfen dieser Inseln einzulaufen. Wenn Albert Sluk, der Steuermann, den Hafen zu kennen scheint, so braucht er diese Kenntniß nicht mit in den Hafen gebracht, er kann sie dort erworben haben. Vor 1227 kannten die Deutschen also nur diesen neuen und den Zerel'schen, weil auf ihren häufigen Reisen ihr Weg sie jedesmal an diesem vorüberführte. Schon deswegen wird aber Hr. d. L. den Zerel'schen Hafen unter portus novus nicht verstanden haben wollen. Gegen den Salmstrom hat Pabst im Inland 1854 Nr. 23 einige sehr wichtige Gründe geltend gemacht. Der Hafen aber, worin die Christen 1215 soviel Leid ausgestanden hatten, wird ihnen nie aus dem Gedächtniß entschwunden sein, und wenn sie von ihm sprachen, müssen sie, da sie einen Namen dafür nicht kannten, gesagt haben: „der Hafen in Desel“ oder im Gegensatz zu dem ihnen von früherer Zeit her bekannten Zerel'schen Hafen „der neue Hafen in Desel.“ Ist dieses aber der Fall gewesen, so find auch der portus novus des Chronisten und der der Urkunde identisch; denn es ist nicht denkbar, daß die Deutschen für zwei verschiedene Häfen denselben unbestimmten Ausdruck gebraucht haben sollten.

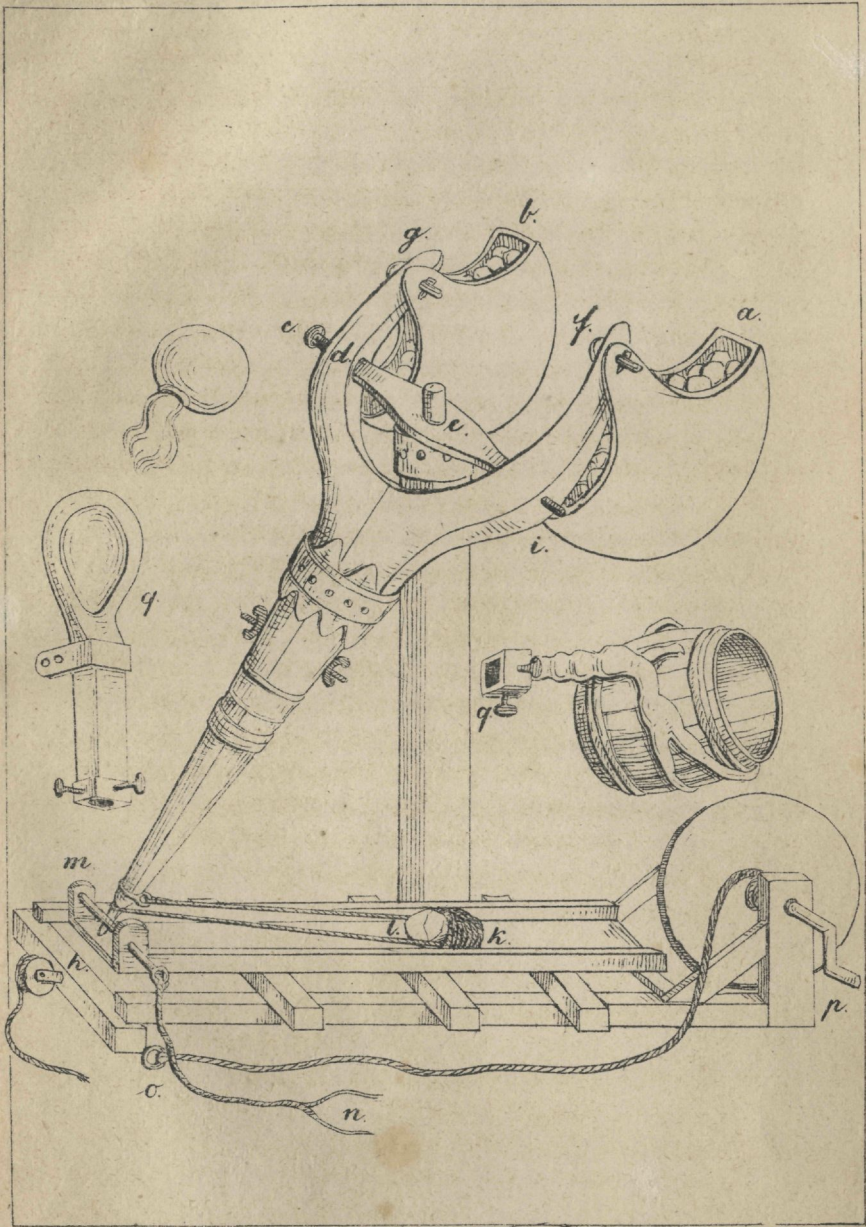
Was der Chronist hinsichtlich der Ereignisse in jenem Hafen im einzelnen erzählt, paßt ganz vorzüglich auf die genannte Localität (s. Mellin's Karte von Desel). Wenn die Pilger mit günstigem Winde von Riga aus bis ungefähr nach Rund gekommen waren, konnten sie sehr leicht vom Sturme in der Nacht und am folgenden Tage durch den großen Sund nach Dagden verschlagen werden; nur ist nicht recht einzusehen, wie ein Südwind sie zuletzt von hier nach Gotland getragen haben könnte. Sollte der Wind vielleicht aus Süd-Osten geweht haben?

Aber trotz dieser Schwierigkeit verlege ich einstweilen den neuen Hafen Hr's. d. L. nach Bihlasaar.

($\frac{1}{3}$ der natürlichen Grösse.)







Fr 868
Holzmayr.